This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Marie Christine,

Erzherzogin von Oesterreich.

Von

Adam Wolf.

Zweiter Band.

1788—1798.

Wien.
Carl Gerold's Sohn.
1863.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

VXORI OPTIMAE
ALBERTUS

Marie Christine,

Erzherzogin von Oesterreich.

Von

Adam Wolf.

Zweiter Band.

1788—1798.

Wien.
Carl Gerold's Sohn.
1863.

DB73
M2 W5
v.2

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen behält sich der Verfasser vor.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

VII. Bedrängniß u. Flucht, Nov. 1788 — Febr. 1790 1—44

Einberufung der belgischen Stände 3
Steuer-Verweigerung . . . . . —
Gewaltmaßregeln des Ministers, Jänner 1789 4
Plan zu einer Reform der Stände 6
Die patriotische Verbindung 7
Die Generalstatthalter sind von der Regierung ausgeschlossen —
Briefe K. Joseph's vom März bis Nov. 1789 9
Beginn der Revolution 19
Trautmannsdorf zwingt die Statthalter zur Flucht . . . 23
Der December-Aufstand in Brüssel 28
Rückzug der Armee und Fall der Regierung 29
Kobenzl als k. Kommissär 30
Bender als Kommandant der Truppen 31
Brief Joseph's II. vom 28. Dec. 1789 32
Die Generalstaaten erklären Belgien als freie Föderativ-Republik 33
Christine in Bonn 35
Briefe an die Fürstin Liechtenstein 36
K. Joseph's letzte Tage und Briefe 40
Tod und Nachruf 42

VIII. Enthüllungen 1790 . . . . . 45—86

Eindruck des Todes Joseph's auf Christine 47
Leopold als Großherzog von Toskana 49
Verschiedenheit Joseph's und Leopold's II. 50
Christine und Leopold vor 1790 52

*

Briefe Leopold's: Seite
vom 16. Sept. 1789 über die Reformen in Belgien . 53
vom 25. Jänner 1790, kirchliche und politische Meinungen 57
vom 17. Febr. 1790, Manifest für die Niederlande . . 61
Leopold's eigenthümliche Stellung als Thronerbe 66
Er wird als Mitregent berufen 68
Erster Brief nach Joseph's Tode, 2. März 1790 69
Leopold in Wien 71
Zustände in Oesterreich 72
Die ersten politischen Schritte 74
Lösung der auswärtigen Verwicklungen 76
Vertrag von Reichenbach 79
Die belgische Revolution ist isolirt . . . . . —
Trotz und Fanatismus der Revolution 80
Christine und Albert in Thätigkeit zu Bonn 83
Reise zur Kaiserkrönung 83
Nach Wien 85

IX. Rückkehr, Nov. 1790 — März 1792 . . . 87—128

Ständische Vertretungen in Deutschösterreich 89
Der Krönungslandtag in Ungarn 91
Restauration im Allgemeinen 93
Die kaiserliche Botschaft für Belgien . . . . . —
Fall der belgischen Revolution 95
Christine und Albert im Winter 17⁹⁰/₉₁ 96
Reise nach Sachsen 97
Rückkehr nach Belgien, Juni 1791 99
Huldigung der Stände 100
Die neue Regierung und alte Opposition 102
Aus den Briefen Leopold's II., Sept. 1791 103
Graf Metternich als Minister 104
Erzherzog Karl in Brüssel 105
Stellung des Kaisers zur französischen Revolution . . . 107
Leopold in Italien 109
Briefe nach der Flucht des Königs von Frankreich, 5. und 6. Juli 1791 110
Brief über die Pillnitzer Convention 115

Seite
Leopold's Aeußerungen über die Emigranten 116
Vorbereitung zum Krieg mit Frankreich 118
Christine und Marie Antoinette 122
Christinen's Brief vom 30. Jänner 1792 125
Tod Leopold's II. und Christinen's Brief an die Fürstin Liechtenstein 126

X. Krieg u. Wanderschaft, März 1792 — Juli 1795 129—170

Die Kriegsrüstung 131
Herzog Albert im Hauptquartier 132
Gefecht bei Maubeuge, 11. Juni 134
Christine, Metternich und die Stände . . . . . —
Der Herzog während des Feldzugs in der Champagne . . 136
Belagerung von Lille 138
Schlacht bei Jemappes, 6. Nov. 139
Abdankung des Herzogs 142
Christinen's Flucht aus Brüssel, 9. Nov. . . . . —
In Münster 143
In Wien 145
Christine und Erzherzog Karl 146
In Dresden, 1793 147
Häusliche Bedrängnisse 149
Herzog Albert, Oberfeldherr am Rhein, 1794 151
Zustand der Reichsarmee 153
Der Krieg am Rhein 154
Zerwürfniß mit Preußen 156
Verlust des Forts von Mannheim 158
Rückblick des Herzogs auf den Feldzug 160
Auflösung der Reichsarmee 164
Entlassungsgesuch des Herzogs 166
Christine in Schwetzingen und Heidelberg 167
Auf der Reise nach Wien 168

XI. Wieder in der Heimat, Juli 1795 — Juni 1798 171—212

Christinen's Stillleben 173
Tod des Erzherzogs Leopold 174
Thugut und die Kriegsleitung 176

Seite
Erzherzog Karl im Feldzuge 1796 177
Christinen's Theilnahme 178
Kriegsnoth und Kriegseifer in Wien 180
Der Friede von Campoformio . . . . . —
Badereise nach Teplitz, August 1797 182
Der Winter in Wien 184
Christine erkrankt . . . . . —
Im Palais Kaunitz zu Mariahilf . . . . . —
Krankheit und Tod, 24. Juni 1798 186
Letzter Brief an Herzog Albert 187
Seine Trauer, sein Nachruf 190
Christinen's Porträt von Roslin 192
Rückblick auf ihr Leben 194
Innere Entwicklung 197
Charakterschilderung des Herzogs 203
Seine künstlerische Vorliebe 207
Weitere Erlebnisse 208
Vermählung des Erzherzogs Karl 210
Tod des Herzogs Albert, 1822 211
In der Kapuzinergruft 212

XII. Briefe . . . . . 213—266

1. Brief der Kaiserin Marie Therese an die Erzherzogin Christine, 1766 215
2. Brief der Fürstin Leopoldine Liechtenstein über die letzten Tage der Kaiserin Marie Therese 221
3. Briefe K. Joseph's II.:
   an Christine, Semlin 6. Juni 1788 227
   „ „ Semlin 13. Juni 1788 228
   an Herzog Albert, 12. März 1789 230
   an Christine, 12. October 1789 232
   „ „ 28. December 1789 . . . . . —
   „ „ Wien 13. Februar 1790 234
   „ „ Wien 19. Februar 1790 235
4. Briefe des Großherzogs und K. Leopold's II. an Christine:
   15. Juni 1787 235
   20. Juni 1787 237

Seite

7. März 1789 237
17. Februar 1790 238
Padua 6. Juli 1791 240
30. Juli 1791 242
25. October 1791 244
24. Februar 1792 246

5. Briefe der Erzherzogin Chriſtine:
an die Fürſtin Eleonore Liechtenſtein:
24. Auguſt 1785 247
3. März 1789 248
16. März 1792 250
an K. Joſeph II., 27. April 1788 251
an Kaiſ. Leopold II.:
Coblenz 25. November 1789 252
9. Auguſt 1790 258
30. Januar 1792 259
an Herzog Albert, 1778 261
8. Mai 1778 262
2. Juni 1778 263
26. Juni 1778 264
Letzter Brief . . . . . —

VII.

Bedrängniß und Flucht.

Nov. 1788 — Febr. 1790.

In Belgien war die Autorität hergestellt und der Grundstein der neuen Administration gelegt. Der Kaiser wollte, wie er es versprochen, den Ständen ihre volle Wirksamkeit lassen. Seine Briefe an Trautmannsdorf vom Sommer und Herbst 1788 athmeten eine mehr versöhnliche Stimmung; er hatte erklärt, daß er gerne eine ständische Deputation in Wien empfangen würde; Trautmannsdorf selbst sollte deßwegen berufen werden. Aber die Dinge gediehen zu Ende des Jahres auf einen Punkt, daß der Bruch mit der Regierung unausbleiblich war. Das Gouvernement berief die Stände der einzelnen Provinzen, um ihnen das Budget für's nächste Jahr vorzulegen. Jene von Brabant versammelten sich am 21. November in Brüssel. Adel und Geistlichkeit bewilligten die Steuern, der dritte Stand verweigerte sie und nach altem Brauch war damit die Frage entschieden. Die Stände von Flandern gaben einmüthig die Zustimmung zu einer Anleihe von drei Millionen. Jene von Hennegau verweigerten die Steuern, obwohl sie in früheren Zeiten für das Haus Oesterreich die größten Opfer gebracht hatten.

Trautmannsdorf glaubte in aller Strenge vorgehen zu müſſen. Er veröffentlichte eine Depeſche des Kaiſers, in welcher alle früher gemachten Conceſſionen widerrufen wurden. Der Kaiſer ſprach ſeinen Unwillen über die letzten Vorgänge aus. Die Steuern ſollten ohne weiters eingehoben werden, weil die erſten zwei Stände ihre Zuſtimmung gegeben hätten. Die Stände vergäßen ihre Pflicht als treue Unterthanen und könnten ſich nicht mehr mit Recht auf die joyeuse entrée berufen, der Souverain betrachte ſich nicht mehr daran gebunden. Die Stände von Brabant und Hennegau werden aufgelöst, der permanente Ausſchuß derſelben hört für immer auf, alle Beamten der Stände werden hinfort nur dem Souverain verpflichtet, die Kaſſen und Archive von der Regiernng übernommen [1]).

Der Kaiſer theilte den Statthaltern ſeine Entſchlüſſe in einem Briefe mit [2]). „Ich laſſe Trautmannsdorf die Depeſchen zukommen und Ihr werdet ſie ſelbſt ſehen. Sie ſchienen mir allein paſſend, dem Trotz zu begegnen, den man ſich erlaubt. Man will von der Verlegenheit des Krieges profitiren; man glaubt mich in Geldnoth und will mir demüthigende und gefährliche Conceſſionen entreißen; aber davon bin ich weit entfernt; ich bin feſt und unwiderruflich entſchloſſen, nicht

[1]) Memoiren des H. Albert.
[2]) 8. Jänner 1789.

zu weichen. — Ich bitte Euch, dem Miniſter und General alles aufzutragen, was nothwendig ſein wird; ſaget ihnen, daß ich eher alles riskiren will, als in Punkten zu weichen, wo das gute Recht offenbar für mich iſt."

Die feſte Sprache des Miniſters, die Truppen und Kanonen auf den Plätzen machten Eindruck. Die Stände von Brabant erklärten am 26. Jänner, allen Forderungen des Kaiſers genügen zu wollen. Die kleine Provinz Mecheln fügte ſich ebenfalls. In Hennegau war nur der Adel gehorſam, Geiſtlichkeit und Bürger beharrten in der Oppoſition. Trautmannsdorf ließ deßwegen einige Perſonen arretiren und die Garniſon von Mons verſtärken. Im Ganzen war das Volk mit der ſtändiſchen Verwaltung nicht zufrieden. Ein kluges Vorgehen konnte den Erfolg ſichern. Der Miniſter war damals in einer eigenen geheimen Correſpondenz mit dem Kaiſer; ſie wurde durch den Geheimſecretär Anton vermittelt; an den Hof- und Staatskanzler kamen nur die breiten officiellen Berichte. Auch Albert und Chriſtine erfuhren nichts von dem eigentlichen Zuſammenhang. Der Kaiſer war ſo mit Trautmannsdorf zufrieden, daß er ihm den Orden des goldenen Vließes verlieh, was den Miniſter noch mehr beſtärkte, auf der betretenen Bahn weiter zu gehen. Trautmannsdorf ſchlug damals dem Kaiſer vor, die Stände neu zu organiſiren und namentlich den dritten Stand nach einem anderen Modus zu berufen;

er ſchlug ferner die Aufhebung des alten Conſeils und Einſetzung eines neuen vor, deſſen Glieder nur von dem Souverain ernannt werden ſollten. Der Kaiſer ſchwankte, lange erfolgte keine Antwort. Erſt am 16. Juni 1789 erſchien ein kaiſerliches Edict mit der Erklärung, daß der dritte Stand neu organiſirt und die Steuer fixirt werden ſolle, um das Einkommen nicht von einer periodiſchen Bewilligung abhängig zu laſſen. Das Conſeil von Brabant wurde aufgehoben und im Fall des Widerſtandes die Anwendung von Militärgewalt in Ausſicht geſtellt. Der Miniſter erhielt den Auftrag, das Edict den Ständen vorzuleſen, ihrer Berathung beizuwohnen und darüber zu berichten. Zugleich wurde dem Kardinal in einem trockenen Briefe befohlen, ſeine Erklärung über das Generalſeminar zu Löwen binnen vierundzwanzig Stunden dem Gouvernement zuzuſchicken.

Es waren überſtürzte Maßregeln, welche den mühſam errungenen Sieg der Regierung wieder erſchütterten. Als Trautmannsdorf einige Herren darüber befragte, antworteten ſie, daß ſeine Gegenwart in der Verſammlung allein ſchon einen Bruch der Verfaſſung bedeute, und Niemanden könne dabei eine Meinungsäußerung geſtattet werden, als dem Souverain. Der Miniſter erſchien nun zwar nicht perſönlich, ſchickte aber den Ständen ſeine Inſtruction zu. Als ſie erklärten ihre Verſammlung nicht fortſetzen zu können, erſuchte ſie der Miniſter ihm das ſagen zu laſſen und ſandte dann einen Kommiſſär, welcher

das kaiserliche Rescript mittheilte. Dem Kardinal und anderen Prälaten wurde verboten die Stadt zu verlassen, Truppen rückten aus und Kommissäre kamen in's Ständehaus, um die Papiere und Kassen zu versiegeln. Ein Rath wurde beim Herausgehen aus der Sitzung verhaftet, andere wurden überwacht. Es sah aus, als sollte nach der momentanen Einschüchterung das Regiment des Schreckens beginnen. Die Verfassung war suspendirt, wenn auch dies nicht ausgesprochen wurde. Die Regierung war in diese traurige Nothwendigkeit versetzt, denn die Opposition hatte sich organisirt und stand in Waffen bereit. Van der Noot arbeitete in London und im Haag für die Revolution. Eine patriotische Verbindung war geschlossen, an deren Spitze der Advocat Vonk stand; sie zählte bis zum October 46.000 Mitglieder und das leitende Comité konnte über Waffen und Geld verfügen.

Christine und Albert waren all' den verschiedenen Conflikten fern geblieben. Sie machten kein Hehl aus ihrer Sympathie für die alte Verfassung des Landes. Christine hatte in ihren Briefen an den Kaiser offen ausgesprochen, daß die Vorschläge des Ministers und des Generals zu keinem guten Ende führen könnten. Der Herzog war im Princip gegen jede Gewalt. Er schrieb in seinen Memoiren: „Nachdem der Despotismus durch Militärgewalt die Stimme des Volkes zum Schweigen gebracht hatte, gab es keine Constitution mehr. Wie konnte man noch von Rechten und Freiheiten sprechen,

da eine unbedingte Unterwerfung gefordert wurde; von nun an existirten keine Stände mehr." Der Herzog und seine Frau waren damals auf einer kleinen Reise an die See und Trautmannsdorf verschonte sie wenigstens damit, ihre Unterschriften für jene Edicte zu begehren. Er fürchtete, daß sie seine Entwürfe durchkreuzen und ihre Meinung den Ständen offen aussprechen würden. In einem Briefe an den Kaiser äußerte er: „Die mitleidigen Herzen der Erzherzogin und ihres Gemahls leiden unendlich bei dem Schlage, welcher den Staatskörper getroffen; sie liebten ihn mehr als er es verdiente und alle Rechte und Privilegien waren ihnen sehr theuer. Da man auf alles, was die Hoheiten sagen oder thun, ein großes Gewicht legt, so empfehle ich ihnen, sich etwas verborgen zu halten. Ich hoffe, daß sie nicht sprechen werden, aber ich bin sicher, daß sie sich verrathen werden, und ich glaube, sie werden nicht böse sein, sich verrathen zu haben" [1]).

Joseph kannte die politische Gesinnung seiner Schwester und ihres Gemahls genau. Er wußte, daß beide für die alte Staatsform eingenommen waren und von einem Vergleich mit den Ständen Friede und Ordnung hofften; er wußte, daß Christine mit dem Großherzog in Toskana einen vertrauten Briefwechsel unterhielt und darin die belgischen Angelegenheiten oftmals berührt

[1]) Memoiren des Herzogs.

wurden, aber ſeine edle hochfliegende Seele blieb von allem Mißtrauen, allem Argwohne frei. Er hielt Chriſtine von allen Geſchäften fern, aber er bewahrte ihr die alte Liebe, das alte Vertrauen, die ganze Offenheit ſeines Weſens. Seine Briefe aus dem Jahre 1789 bieten ein eigenes Intereſſe. Die tiefſte Wehmuth, die Trauer um ſeine gebundene Kraft, die Erkenntniß, daß er mit ſeinen beſten Ueberzeugungen allein ſtand, ſprechen ſich darin aus. Die Krankheit zehrte an ihm, daß er ſein Leben für verloren hielt. Von Monat zu Monat werden die Briefe trauriger.

Joſeph an Chriſtine, 1789, 4. März. „Ich habe Deinen Brief erhalten und bin ſehr zufrieden, daß auch der geringſte Schein eines Mißtrauens, welches Du mir in Rückſicht auf Euch zutrauſt, durch meinen letzten Brief verſchwunden iſt. Gewiß wird dies niemals in meinem Geiſte Wurzel faſſen, weil ich Deine Geſinnung und Freundſchaft für mich ſeit einer Reihe von Jahren kenne. Ich wünſche, daß alles geordnet wird, daß die Ruhe in die Gemüther zurückkehrt und jene Impertinenzen, welche zur Mode, zum guten Ton zu gehören ſcheinen, aufhören. Wie Deine Nachbarn ſich aus der kritiſchen Lage, in der ſie ſich befinden, herauswickeln werden, weiß ich nicht. Der König hat ſchon viel von ſeiner Autorität verloren; es ſcheint mir unmöglich, alle die verſchiedenen Willen zu vereinigen; nur der Enthuſiasmus und der Leichtſinn der franzöſiſchen Nation ge-

währen noch einige Hoffnung, daß es zum Heile des Königs und seiner Minister endigen wird. — Meine Gesundheit ist immer in Unordnung; das Athmen geht schwer, Herzklopfen und Husten dauern fort ungeachtet all' der gebrauchten Mittel. Ich sehe wohl, daß ich das Uebel in Geduld tragen muß, denn es wird mich nicht mehr verlassen. Das ist sehr unangenehm für mich, denn die körperliche Lebendigkeit, der Wille zu sprechen und zu dictiren sind immer im Streit mit meinem Unwohlsein."

Joseph an den Herzog Albert, 12. März. „Mein lieber Schwager! Der Courier bringt mir eben Deinen Brief und die Erinnerung an meinen Geburtstag. Alles freut mich, was Du in Deiner Freundschaft sagst, denn sie ist von edlem Gehalt und ich lege den höchsten Werth darauf. Es ist noch nicht entschieden, was wir thun oder nicht thun werden. Der Feldzug der Russen hält mich in der Schwebe. Von ihrem Marsche wird die Bewegung des Prinzen von Coburg und des Corps in Siebenbürgen abhängen; wenn sie bis zum Herbst am Dniester und Pruth bleiben, so werde ich wieder die ganze türkische Macht auf dem Halse haben, wie es allen Anschein hat. Die Russen hoffen, ohne Gefahr und Mühe eine Provinz zu occupiren. Man muß gestehen, daß eigentlich sie und nicht ich die Rolle eines Alliirten spielen. — Ich bin seit acht Monaten krank, nehme immer Medicin und es wird nicht besser. Die

Bruſt iſt ſchwach, der Auswurf ſtark, das Athmen ſchwer und der Herzſchlag heftig. In den drei Monaten, die ich in Wien bin, habe ich mich ſehr geſchont; ich bin nur ausgegangen, um meine Geſundheit zu fördern, aber es war vergeblich. Auf die Bitte des Störk ließ ich noch drei Aerzte kommen; ſie unterſuchten mich und ihr Rath war derſelbe, die Heilmittel fortzuſetzen und die volle Ruhe des Körpers und Geiſtes zu bewahren. Du ſiehſt, mein lieber Schwager, daß ſie weder das Amt, das ich bekleide, noch die Art, wie es verſehen ſein ſoll, kennen, indem ſie glauben, daß man in voller Gleichgiltigkeit verhandeln und den wichtigſten Ereigniſſen ruhig zuſehen ſoll. Ich nehme an, daß mein Leiden mir bleibt; aber ich werde nicht aufhören, in aller phyſiſchen und moraliſchen Kraft, die mir bleibt, das zu thun, was der Dienſt und das Wohl meines Vaterlandes verlangt, ohne an die Folgen zu denken, welche daraus für die Dauer und Annehmlichkeit meiner Exiſtenz entſpringen können. — Adieu, ich grüße Dich von Herzen; ſei mein Dolmetſch bei meiner Schweſter und danke ihr für den lieben Brief, den ſie geſchrieben. Für das ganze Leben bin ich der Eurige."

Joſeph an Chriſtine, 15. März. „Dein lieber Mann wird Dir meinen Dank für Deinen lieben Brief ausgerichtet haben. Für heute komme ich wieder ſelbſt und verſichere Dir, liebe Schweſter, daß Deine Erinnerung mir immer angenehm iſt, obwohl ich ſeit Jahren an

dieſe Zeichen Deiner Freundſchaft gewöhnt bin. Hier bereiten wir uns zur Eröffnung des Feldzuges vor. Die Zeit iſt nicht günſtig, denn wir haben noch Schnee und Eis, was mich für die Feldfrüchte bangen macht. Es ſcheint, daß man den Frieden wünſcht, aber man ergreift nicht die Mittel, die dazu führen können. Ich bin nur der Alliirte, und es hängt nicht von mir ab, das zu thun, was mir gefällt. Ich muß mich mit den anderen in's Einvernehmen ſetzen. In den Niederlanden hoffe ich wird ſich jetzt alles arrangiren, wenn nicht für das Gute, denn ich erwarte nichts von den Gemüthern, aber wenigſtens für eine ruhige Unterwerfung; mit der Zeit wird dieſe zur Gewohnheit und vielleicht zur Ueberzeugung. — Die Krankheit des Dauphin beunruhigt mich; ich kann es nicht begreifen, da er in den erſten Jahren doch ſo geſund war. — Meine Geſundheit iſt immer gleich. Schweres Athmen und Herzklopfen. Die Aerzte riethen mir eine größere Schonung an; Lunge und Herz ſeien angegriffen. Das iſt ſehr höflich geſagt. Ich gehe nicht aus. Seit meiner Rückkehr von der Armee habe ich keine heftige Bewegung gemacht; aber in dem Arbeitskabinet ſoll meine Maſchine gehen; es iſt unmöglich, die Dinge ſo gleichgiltig zu nehmen. Die Equipagen habe ich fortgeſchickt; wenn ich die Kraft habe und die Umſtände es verlangen, reiſe ich gleich ab."

6. April. „Seit drei Wochen bin ich im ſtrengſten Regime; ich bleibe bis Mittag im Bett, gehe nicht aus

dem Zimmer, lege mich um neun Uhr nieder, verſchlucke Droguen, mit einem Worte, ich thue alles um zu ſehen, ob es noch ein Mittel gibt, geſund zu werden oder ob ich meine Partie nehmen und gehen muß. Der Appetit iſt ſo ziemlich, aber der Schlaf ſchlecht; ich kann kaum zwei Stunden ſchlafen ohne aufzuwachen. Du kannſt Dir denken, liebe Schweſter, wie ſehr dies Leben meinem lebhaften Geiſte zuwider iſt, wie es meinen Gewohnheiten und den gegenwärtigen Verhältniſſen widerſtreitet. Es könnte mir in der Welt nichts Fataleres begegnen. Alle ſchmerzhaften Krankheiten ſind nichts gegen dieſen Zuſtand, denn endlich ſetzen ſie eine Grenze, die ſie entſcheidet. Ich kann nicht an den Functionen der heiligen Woche Theil nehmen; ich will nur trachten, daß man mich zu Oſtern in's Oratorium läßt."

24. April. „Meine liebe Schweſter! Es iſt mir eine doppelte Befriedigung, Dich mit dieſen Zeilen zu grüßen, denn ich bin auf dem Punkt, wo ich es bald nicht mehr kann. Die Bruſtkrankheit, an der ich ſeit neun Monaten leide, verurſachte mir ein heftiges, wiederholtes Blutſpeien. Wenn das ſo fortdauert, werde ich ohne Zweifel bald in die andere Welt abgehen. Ich hatte mein Arrangement getroffen und erwartete das Ereigniß ohne Wunſch, aber auch ohne Furcht. Das Blutſpeien hat nun zwar wieder aufgehört, aber eine große Schwäche, eine lächerliche Magerkeit und Huſten ſind mir geblieben. — Ich bringe beinahe den ganzen

Tag im Bette zu, trinke Eſelsmilch und muß mich ſchonen, wie ich es nie gethan. Ich habe Deinen Brief erhalten und es wird nur von Dir abhängen, welche Reiſe Du unternehmen willſt. — Adieu, wenn ich eine ſo elende, ſchlechte Exiſtenz fortführen müßte, würde ich bedauern, daß ich nicht ſchon jetzt in eine andere Welt abberufen wurde."

4. Mai: „Geſtern bin ich zum erſtenmal ein wenig ausgefahren und in der Allee, welche längs der Belvederemauer führt, abgeſtiegen. Das Wetter war warm. Den 12. werde ich nach Laxenburg gehen. Ob ich geheilt werden kann oder nicht, muß die Zeit lehren.

7. Juni, Laxenburg: „Ich befinde mich beſſer, trinke wieder Eſelsmilch, meine Kräfte ſtärken ſich. Seit zwei Monaten hat es nicht geregnet; es weht beſtändig ein kalter Wind, daß ich das Zimmer nicht verlaſſen kann. Der Courier überbringt poſitive und definitive Befehle, um all' den Streitigkeiten und Inſolenzen der Niederländer, koſte was es wolle, ein Ende zu machen. Wenn ſie nicht Vernunft annehmen und ſich unterwerfen, wird Gewalt angewendet und das Uebel mit ſeiner Wurzel ausgeriſſen, komme was da wolle [1]). Man muß ein Ende machen und verhindern, daß es nicht weiter greife; nach ſo langem Zuwarten bin ich

[1]) Si la raison et la soumission n'aura pas lieux, la force devra être employée et le mal coupé pour toujours dans sa racine arrive ce que voudra.

das mir und dem Wohl der Monarchie ſchuldig. Ich bitte Dich und meine guten Freunde, die Ihr mit Recht im Lande geliebt und geachtet ſeid, macht daß die Wahrheit durchdringe, öffnet den Blinden die Augen und unterſtützt die Schritte, welche das Gouvernement und das Militär unternehmen wird. Sie werden läſtig ſcheinen, aber um zum Ende zu kommen, muß man weder Mühe noch Koſten ſcheuen, noch inne halten."

6. Juli: „Meine Geſundheit iſt gleich. Jetzt wo der Streich auf die Verfaſſung geführt werden ſoll, welche die Brabanter ſo ſehr mißbraucht haben, muß man, meine liebe Schweſter, bei jeder Gelegenheit trachten, daß die Sorge, die dies macht, verſchwinde und die Ruhe zurückkehre. —

26. Juli: „Ich habe Deinen Brief aus Düſſeldorf erhalten. Ihr werdet dort die ſchöne Gallerie bewundert haben, beſonders wird der Prinz davon befriedigt ſein, denn man hält ſie für eine der ſchönſten und reichſten. Der Regen wird Eure Reiſe ſehr unangenehm gemacht haben, da Weſtfalen nicht in dem Ruf guter Straßen ſteht. Endlich iſt in Brabant unſere Partie gewonnen und mit allem Erfolg, in aller Ruhe; man wird das Phantom vergeſſen, das dort ſeit zwei Jahren alle unglücklich gemacht hat. Man ſprach von der Conſtitution ohne ſie zu kennen, ohne einen anderen Vortheil zu haben als die Illuſion und das Recht, einige Grobheiten ſagen zu dürfen. In Frankreich ſind

die Dinge ſehr verwirrt; man muß erſt abwarten, zu was das neue Miniſterium führen wird; ſie werden Mühe haben, weil der Grund nicht feſt iſt; es iſt nicht möglich etwas dauerhaft zu begründen [1]). — Was meine Geſundheit betrifft, ſo habe ich ſeit neun Tagen keinen Rückfall von Schmerzen; aber ich huſte und breche Blut; ich eſſe mit gutem Appetit, der Schlaf iſt ſehr unterbrochen; ich gehe zu Fuß, das Fahren ſchmerzt mich."

29. Juli: „Ich habe Deinen Brief erhalten. Derſelbe Courier brachte mir die Nachricht von den unglaublichen Ereigniſſen in Frankreich [2]). Trautmannsdorf hat ſehr wohl daran gethan, denn bis zu dieſer Stunde weiß ich noch kein Wort von Mercy. Es iſt unbegreiflich, wie die Dinge ſo weit kommen konnten und wie man dem Könige zu einem Act der Autorität rathen konnte, ohne früher vorgeſorgt, ohne eine Dispoſition getroffen zu haben, und wie die Einnahme der Baſtille die Köpfe in Verſailles ſo verwirren konnte, daß ſie allen Muth verloren und der König ſchimpflich wie im Triumphe nach Paris geführt wurde. Wenn man das in der Geſchichte leſen wird, wird man es nicht glauben wollen. Deine Gäſte werden nicht in-

[1]) Ils auront bien de la peine quand le pivot sur le quel tout roule n'est pas ferme il n'est pas possible de parvenir à faire quelque chose de stable.

[2]) Die königliche Sitzung vom 23. Juni, Erſtürmung der Baſtille 14. Juli.

kommodirt ſein und nach Hauſe zurückkehren; ſie haben eine miſerable Rolle geſpielt [1]). Ich bin wegen meiner Schweſter wahrhaft in Unruhe, denn ich erfahre nichts und ſie iſt allein; alle ihre Bekannten haben ſich gerettet. Man iſt ſehr gereizt gegen die Königin, weil man ſie für eine Antidemokratin hält. Adieu, ſorgen wir, daß dieſes Beiſpiel nicht die Köpfe bei uns verdreht." —

Den Sommer verbrachte der Kaiſer in Laxenburg und Hetzendorf. Er fühlte ſich ſo hergeſtellt, daß er im September wieder zur Armee gehen wollte. Aber zu ſeinem Lungenleiden kam nun noch ein Hämorrhoidalleiden, ſo daß er ſich im Auguſt einer ſchmerzhaften Operation unterziehen mußte. Tagelang war er wieder im Bette und durfte nur wenig genießen. Die Einſamkeit und Thatloſigkeit waren ihm ſchmerzhafter als die Operation. Seiner Schweſter gibt er von Allem Nachricht; wenn er nicht ſchreiben kann, ſetzt er wenigſtens einige freundliche Worte hinzu [2]). Ende Auguſt vermochte er wieder zu ſchreiben.

13. September: „Ich habe Deinen lieben Brief durch den Kapitän Blonquet erhalten und freue mich

---

[1]) Artois, Condé, die Polignac's u. a. Flüchtlinge. Chriſtine ſchickte einige Tage ſpäter dem Kaiſer einen Brief von Artois und fragt, ob Marimont paſſend wäre. Sie iſt weder von Artois noch von ſeinen Begleitern erfreut. Chriſtine an Joſeph 30. Juli 1789.

[2]) Briefe vom 14., 17., 24. und 29. Auguſt.

über die Fortdauer Deiner guten Gesundheit. Ich bin in Hetzendorf; das Wetter begünstigt mich; da ich nicht große Gänge machen kann, so genügt mir der Garten hier; öfters hilft jener von Schönbrunn aus. Meine Gesundheit ist in gleichem Stand. Wir erwarten, daß unsere Truppen über die Save gehen und vor Belgrad rücken werden. Ich kann Dir nicht sagen, welchen Kummer, welche Unruhe ich fühle, daß ich nicht dort bin. Sieh zu, daß das schlechte Beispiel von Frankreich und Lüttich nicht bei Euch nachwirken wird. Es wird wahrhaft komisch, wenn die Generalstände eine Constitution verlangen, sie werden niemals dazu kommen, sie in's Werk zu setzen. Ich grüße Dich und den Prinzen von ganzem Herzen und bin für's Leben der Eure."

12. October: „Deine Freundschaft und Dein Interesse verpflichten mich, Dir mitzutheilen, daß ich heute die Nachricht von der Einnahme Belgrads erhalten habe. In Folge der Capitulation wird die Garnison mit Weibern und Kindern zurückgeschickt; 300 Kanonen mit viel Munition, Kriegsschiffe, die Kriegskasse u. a. sind unser. General Klebeck hat diese gute Nachricht gebracht und ist mit 24 Postillons eingeritten. Daß ich nicht dort sein konnte! Es ist furchtbar, krank zu sein! Meine Gesundheit ist gleich; ich grüße Dich für's ganze Leben. Sage dem Prinzen meine Grüße."

3. November: „Tausend Dank für die Nachrichten, die Du mir von unserer Schwester, der Königin, ge-

geben haſt. Sie ſelbſt hat es nicht gewagt, mir mit dem letzten Courier ſelbſt zu ſchreiben, aber ſie ließ mich durch den Grafen Mercy benachrichtigen. Ihre Lage war ſchrecklich, ſie iſt noch der Gnade der ſchlechteſten Canaille preisgegeben; ſo lange ich ſie nicht aus ihren Klauen weiß, bin ich immer in Sorgen. Was dieſe Franzoſen thun, um ſich eine gute Conſtitution zu geben, indem ſie ſie zerſtören. Dieſelbe Thorheit herrſcht theilweiſe in Brabant. Es iſt nur der Unterſchied, daß der franzöſiſche Rauſch vom Champagner kommt; er iſt raſch, aber leicht und vergeht ſchnell, während jener der Brabanter vom Bier kommt; er iſt langwierig und hartnäckig. — Ich grüße Dich von ganzem Herzen." —

In dieſer Zeit war wie in Frankreich ſo in den Niederlanden der Kampf gegen die Regierung eröffnet worden. Die Revolution hatte ſich ſeit Monaten im Stillen organiſirt. Die Meinungsverſchiedenheit der Parteien war noch nicht hervorgetreten, und der Anſchluß an die Oppoſition galt allgemein als eine Pflicht des Patriotismus. Die Regierung hatte von Allem nur eine unbeſtimmte Kunde. Die Leiter der Bewegung lebten ganz ruhig in Brüſſel. Erſt im September, als der Aufſtand längſt vorbereitet war, fing man an mit Strenge einzuſchreiten, aber ohne Erfolg; das angefangene Werk war zu weit gediehen. Van der Noot hatte in London, im Haag und in Berlin für die Revolution gearbeitet. Trotz allem äußeren Anſchein des

Gegentheils unterſtützten Holland und Preußen den Widerſtand der Niederländer gegen die Regierung. In Breda auf holländiſchem Gebiete bildete ſich das leitende Comité der Bewegung. Die Flüchtlinge wurden in Corps von Freiwilligen organiſirt und in Waffen geübt. Das Comité unterhielt eine thätige Correſpondenz mit den angeſehenſten Staatsmännern im Haag. Die Regierung ordnete nun eine allgemeine Entwaffnung an, ließ Mehrere verhaften und ſuchte die Bewegung zu unterdrücken. Aber dieſe war längſt zum Ausbruche reif. Hochgeſtellte Perſonen wie der Kardinal Frankenberg, der Biſchof von Antwerpen flüchteten oder verbargen ſich. Die allgemeine Kataſtrophe war nahe und unvermeidlich [1]).

Am 25. October kam die Nachricht nach Brüſſel, daß ein Trupp Emigranten von Holland in's öſterreichiſche Brabant eingefallen ſei, das Fort Lillo beſetzt, die Kaſſen weggenommen und den Kanzler Krumpipen auf ſeinem Schloſſe gefangen genommen habe. Van der Merſch war mit 3- bis 4000 Mann in Turnhout eingerückt und ſchlug auch den kaiſerlichen General Schröder mit ſeinem Corps zurück; erſt als General d' Arberg mit Geſchütz und Cavallerie anrückte, flüchtete er mit ſeinen Haufen auf das holländiſche Gebiet zurück. Die

[1]) Memoiren des Herzogs Albert; vergl. Arendt's, die brabantiſche Revolution in Raumer's hiſtor. Taſchenbuche 1843. 284, 287.

erſte Expedition der Inſurgenten war kläglich ausgefallen, aber ein anderer Trupp, der von einem ehemaligen franzöſiſchen Officier geführt wurde, rückte in Flandern ein und behauptete ſich in Gent gegen die kaiſerlichen Truppen. Es war kein Zweifel, daß die Regierung die Kraft hatte dieſe revolutionären Elemente zu bändigen. Von d'Alton waren alle Maßregel getroffen, um einen Aufſtand in Brüſſel zu unterdrücken, Gent konnte in wenig Tagen wieder genommen werden, aber es kamen Briefe vom Kaiſer, in denen er alle Dispoſitionen d'Alton's mißbilligte. Er fügte bei, daß man die belgiſchen Inſurgenten nicht wie die Türken behandeln könne; man ſolle nur gegen die Anführer vorgehen und wegen Krumpipen keine Repreſſalien gebrauchen. Der Miniſter ſolle um jeden Preis die Ruhe wieder herſtellen und habe dazu unbedingte Vollmacht, um der Einmiſchung des preußiſchen Kabinets zuvorzukommen [1]). Die Folge war, daß die Inſurgenten in Gent Sieger blieben, daß Brügge, Courtrai, Menin, beinahe ganz Flandern, das bisher ſo treu war, ſich für die Revolution erklärten, und d'Alton ſich auf die Vertheidigung Brüſſels und der Feſtungen beſchränkt ſah.

Chriſtine und Albert hatten, als im October die Inſurgenten in Brabant eingefallen, Laeken verlaſſen und waren in die Stadt überſiedelt. Sie verlebten hier

[1]) Albert's Memoiren.

Tage in wechselnder Stimmung gequält und geängstigt von den peinlichsten Eindrücken. Aus Frankreich kamen nur trübe Nachrichten. Christine fürchtete für die Königin, für den Dauphin, für die Monarchie und rings um sie im eigenen Lande erhob die Revolution ihr Haupt. „Unsere unvergleichliche Mutter," schrieb sie damals in einem Briefe [1]), „hat uns als Erbtheil Kummer ohne Ende zurückgelassen; ihr Leben war geebnet und erfüllt von Macht und Herrschaft; wir fühlen ihren Muth und wollen ihr in Gottesfurcht und Ergebenheit nachahmen." Nach den ersten Conflicten mit den Insurgenten theilte Trautmannsdorf den Generalstatthaltern einen Brief des Kaisers mit, worin dieser den Wunsch aussprach, daß sie „wenn die Verhältnisse es erheischten," das Land verlassen sollten. Christine und Albert weigerten sich, so plötzlich abzureisen; sie entgegneten, das sehe mehr einer Flucht gleich und die österreichische Sache würde in Aller Augen als verloren erscheinen. Trautmannsdorf willigte dahin ein, daß sie neue Nachrichten abwarten wollten. Diese kamen bald und waren traurig genug. Brügge erklärte sich für die Revolution, man mußte für Ostende fürchten, neue Haufen von Insurgenten bedrohten die Grenze von Brabant. In Folge dessen wurde in Brüssel der Schatz und das Eigenthum des Souverains gepackt. Trautmannsdorf schickte einen

[1]) An Eleonore Liechtenstein 1. November 1789.

Courier an den Kaiſer, um ihn von dem ſchlechten Stande der Angelegenheiten zu unterrichten und Truppen zu begehren; auch den Kurfürſten von Köln ging er um Truppen an. Seine Frau reiſte ab und zwar auf der Straße durch franzöſiſch Flandern. D'Alton ließ der Erzherzogin wiſſen, daß Flandern geräumt, die Armee bei Brüſſel vereinigt und nur die Verbindung nach Namur und Luxemburg geſichert würde.

Die Statthalter erhielten am 16. November Briefe vom Kaiſer, in welchen er ſeine Beſorgniß vor der nächſten Zukunft ausſprach und ſie erſuchte, das Land zu verlaſſen. „Ich bin unwillig," ſchrieb er, „Euch inmitten dieſer unglücklichen Inſurrection zu wiſſen, und wenn ſchon alle Bande reißen, wünſche ich Euch entfernt zu wiſſen. Ich werde nicht ruhig ſein, bis ich Euch von dem Orte entfernt weiß, wo ſo furchtbare Stürme bevorſtehen. Ich will keinen Ort vorſchreiben, aber Wien wird Euch ohne Zweifel angenehm ſein; Ihr ſollt in aller Liebe und Freundſchaft empfangen werden" [1]).

Am Abend desſelben Tages kam der Miniſter zur Erzherzogin und machte ihr den Vorſchlag, daß ſie, um jedem Schrecken zu entgehen, alſogleich abreiſen möchte. Chriſtine war von dieſer Sprache auf das Höchſte beleidigt. Sie erwiderte, ſie ſei nicht ſo muthlos und

[1]) Joſeph an Chriſtine 7. und 8. November 1789.

furchtsam wie andere Frauen, es handle sich hier um ihre Ehre, und sie sei entschlossen nur mit dem Gouvernement und den Truppen die Stadt zu verlassen. Trautmannsdorf schien davon erbittert und zeigte ein Billet des Kaisers, welches dem Minister die Vollmacht ertheilte, auf die Abreise der Generalstatthalter zu dringen. Christine antwortete im Innersten erschüttert: „Wohl, dem Kaiser muß ich gehorchen, aber wir reisen nur dann, wenn Sie und der Armeecommandant uns es schriftlich geben, daß die Abreise absolut nothwendig sei"; übrigens sei es an ihr, den Moment der Abreise zu bestimmen. Trautmannsdorf verweigerte aber jede Schrift und bestand darauf, daß sie sogleich das Land verlassen sollten. Am 17. Morgens befahlen Christine und Albert ihren Leuten, alles für die Reise vorzubereiten. Noch am selben Nachmittage ließ Trautmannsdorf ihnen durch den Arzt sagen, daß kein Augenblick zu verlieren sei, Brüssel könne jeden Moment eingeschlossen werden. Sie schickten nun die Adjutanten zu Trautmannsdorf und d'Alton, um nochmals eine schriftliche Bestätigung der Nothwendigkeit der Reise zu verlangen. Die beiden Herren verweigerten dies abermals, aber sie versicherten vor Zeugen, daß die Reise nicht verschoben werden könne. Der letztere fügte bei, er könne nur für sechs und dreißig Stunden und nur für den Weg durch Luxemburg bürgen. Trautmannsdorf hatte den Weg durch Frankreich vorgeschlagen, dem sich aber Christine

energiſch widerſetzte. Sie ſchickten nun Relais voraus und verließen am 18. November früh vier Uhr die Stadt. Sie wollten über Lüttich nach Aachen, aber die Ausſage d'Alton's zwang ſie, den ſchrecklichen, ermüdenden Weg durch Luxemburg zu nehmen. Sie galten als franzöſiſche Flüchtlinge; nirgends war eine Gefahr. Auf ſchlechten Straßen kamen ſie nach Luxemburg, Trier und am 22. nach Koblenz, wo ſie ausruhten und den nächſten Verlauf der Dinge abwarteten [1]). Chriſtine war von all' den Erlebniſſen tief ergriffen, ſie war im Sommer krank geweſen und bedurfte der Ruhe und Tröſtung. „Denke Dir, mein theurer Bruder," ſchrieb ſie an Leopold von Toskana, „meine Gefühle, als uns Trautmannsdorf Befehle wie der Kaiſer gab, als ich in den Zeitungen unſere Reiſe wie eine Flucht dargeſtellt und jener des Prinzen Condé verglichen fand, als ich erfuhr, daß der Commandant binnen vierzehn Tagen die Ruhe verbürgt habe. Dieſe Eile! Ich will nicht an eine beſondere Bosheit gegen uns denken, aber ich muß annehmen, daß die beiden Herren den Muth verloren hatten und fürchteten, die Befehle des Kaiſers für unſere Sicherheit nicht ſchnell genug vollziehen zu können" [2]).

---

[1]) Wörtlich nach einem Briefe Chriſtinen's an Leopold, Koblenz 25. November 1789.

[2]) a. a. O.

Die Abreiſe der Generalſtatthalter verbreitete Schrecken und Beſtürzung bei allen, die noch gut kaiſerlich dachten. Wer nur von den höheren Civilbeamten ſich entfernen konnte, folgte ihrem Beiſpiel. Von Tag zu Tag kamen neue Nachrichten und alle verkündeten den tiefen Fall der Regierung. Chriſtine und Albert erfuhren durch die Urſel und d'Arberg alle Details aus Brüſſel. So wenig ſie die Joſephiniſchen Reformen gebilligt, die Strömung der Revolution, der Fall der Regierung bekümmerte ſie tief. Sie erfuhren, daß der Miniſter neue Inſtructionen vom Kaiſer erhalten habe und alle jene ſouverainen Entſchlüſſe zurücknehme, welche den Unwillen der Nation erregt hatten [1]). Er entſagte dem Generalſeminar, er verſprach ſich mit den Ständen in allen Punkten der Conſtitution zu vereinigen; die joyeuse entrée ſolle wieder in Kraft geſetzt, der Rath von Brabant hergeſtellt werden; er gewährte eine allgemeine Amneſtie, nur die Führer der Bewegung ſollten davon ausgeſchloſſen ſein. Aber der Miniſter täuſchte ſich, indem er glaubte, durch dieſe Schritte zur Verſöhnung die Stände von Brabant und Flandern zu gewinnen. Der Kampf hatte einmal begonnen und konnte nur durch Umſicht und Feſtigkeit gewonnen werden. Alle dieſe Zugeſtändniſſe wurden nur als Zeichen der Furcht und Schwäche der Regierung ausgelegt und verſtärkten

[1]) 20. und 25. November.

die Partei der Revolution. Die Brabanter Stände verweigerten es, eine Sitzung zu halten, so lange sie von Kanonen und Bajonetten umstellt waren. In Gent wurde ein Tedeum wegen des Sieges über die kaiserlichen Truppen gehalten. In Flandern, welches bisher für die treueste Provinz gegolten, erklärten die Stände die Souverainetät für verfallen und übernahmen die Verwaltung; sie erneuerten die alte Verbindung mit Brabant und hoben Truppen aus.

Die Generalstatthalter hörten noch andere trübe Botschaften: daß van der Mersch das Regiment Bender nach Löwen zurückgedrängt, daß die preußischen Truppen Lüttich besetzt hatten unter dem Vorwand, den Streit zwischen dem Fürstbischof und seinen Unterthanen beizulegen. Christine und Albert überzeugten sich nun, daß die belgische Revolution nach einem Plane in Scene gesetzt war und von den fremden Mächten, namentlich Preußen, unterstützt wurde, das Oesterreich in Galizien und Belgien zu schwächen suchte [1]).

Deßungeachtet war die Sache der Regierung nicht verloren. General d'Alton hatte eine vortreffliche Armee, hielt die Hauptstadt, die Festungen besetzt und konnte nach allen Seiten ausgreifen; aber es fehlte ihm an Umsicht und Entschlossenheit. Zudem waren der General und Trautmannsdorf in den wichtigsten Maßregeln nicht

[1]) Christine an Leopold, 6. December 1789.

einig, und jeder hatte so viel Macht, daß er den andern binden konnte. Der letztere schmeichelte sich noch immer die Ruhe aufrecht erhalten zu können. Während die Truppen vor Kampfbegier brannten, ging er mit den Führern der Insurrection einen Waffenstillstand ein, zuerst auf zehn Tage, dann auf zwei Monate.

„Dieser Moment," schrieb Herzog Albert, „entschied den Verlust der Niederlande für den Kaiser." Von diesem Momente begann der Abfall der Truppen und die vollständige Auflösung der Regierung. Die Convention war ein unverzeihlicher Fehler schon deßwegen, weil sie die Insurrection als eine öffentliche Macht hinstellte. Auf Grund des Waffenstillstandes kamen mehrere Insurgenten nach Brüssel, reizten die Bürgerschaft noch mehr auf, und als d'Alton einschreiten wollte, brach die Revolution los, am 10. December, noch vor Ablauf des Waffenstillstandes [1]). Alles war bis in die kleinsten Einzelnheiten vorbereitet, bewaffnete Haufen organisirten sich, ein Trupp Soldaten ging über; d'Alton wollte die Bataillone gegen die Bürger führen, Trautmannsdorf hielt ihn zurück. Noch am anderen Tage, als der Kriegsrath den Angriff um jeden Preis verlangte, legte der Minister sein Veto ein, der Kaiser habe befohlen lieber die Stadt zu räumen, als ein einziges Haus in Brand zu stecken. D'Alton räumte am Morgen des 13. De-

[1]) Vergl. Arendt a. a. O. 306.

cembers die Stadt. Durch die Unentſchloſſenheit des Miniſters, die Unordnung im oberſten Befehle war die Hauptſtadt des Landes verloren. Welch' eine Verwirrung im ganzen Zuſammenhalt der Regierung mit der Armee geherrſcht, ſollte ſich jetzt erſt zeigen: der königliche Schatz mit 3 Millionen Gulden, die Kriegskaſſe, die Archive, Kanonen und viele tauſend Gewehre fielen in die Hände der Inſurgenten. Die Beamten des Gouvernements flüchteten zu Fuß nur mit dem, was ſie auf dem Leibe hatten. Trautmannsdorf war, nachdem der letzte Reſt der Truppen abgezogen war, ebenfalls entflohen. D'Alton führte die Truppen nach Namur, und da hier kein Geld und kein Magazin zu finden war, nach Luxemburg zurück. Die prächtige Armee war wie in regelloſe Banden aufgelöſt. Die kaiſerliche Herrſchaft ſchien in Brabant vernichtet.

Dieſe unheilvolle Wendung der Angelegenheiten war die Folge der ſchwankenden Politik, des plötzlichen Wechſels von Gewaltſchritten zu Conceſſionen und der Theilung der oberſten Gewalt. Trautmannsdorf und der kommandirende General hatten ſich im Bewußtſein ihrer Stärke in eine Sicherheit eingewiegt, welche ſie über die nächſtliegenden Dinge in Täuſchung ließ. Kaiſer Joſeph wendete dieſen Verhältniſſen zu ſpät die Aufmerkſamkeit und Sorgfalt zu, welche nöthig waren, eine Kataſtrophe zu vermeiden. Er hatte bisher den günſtigen Berichten Trautmannsdorf's zu viel Vertrauen

geſchenkt; erſt die Ereigniſſe zu Anfang November machten ihn unſicher. Die Scheu, Bürgerblut zu vergießen und beſonders das Beſtreben, die Hände der fremden Mächte nicht in der belgiſchen Angelegenheit mitſpielen zu laſſen, ließen ihn zu allen friedlichen Verſuchen greifen. Um in die oberſte Leitung eine Einheit zu bringen, ernannte er am 28. November den Viceſtaatskanzler Graf Philipp Kobenzl zum bevollmächtigten kaiſerlichen Kommiſſär in den Niederlanden [1]). Er ſollte der Friedensbote ſein und alle Garantien geben, welche die Oppoſition früher verlangt hatte. Kobenzl war noch nicht nach Luxemburg gekommen, als er von den Ereigniſſen in Brüſſel am 12. und 13. December hörte. Er ſetzte ſeine Reiſe nicht weiter fort. Noch vor ihm war der General Ferraris mit einer außerordentlichen Miſſion und dem Auftrage das Generalkommando an d'Alton's Stelle zu übernehmen, angelangt. Er hatte ſich nach Brüſſel begeben, um dem patriotiſchen Comité die neuen Entſchließungen des Kaiſers mitzutheilen. Die Führer der Revolution antworteten ihm, es könne von einem Uebereinkommen zwiſchen dem Kaiſer und der Nation keine Rede mehr ſein, die Nation wolle ihre Rechte mit den Waffen in der Hand behaupten; ſie verwieſen auf das Manifeſt, das an den Straßenecken angeſchlagen war, und in welchem ſie den Kaiſer aller Souverainetätsrechte ver-

[1]) Joſeph an Chriſtine, 28. November 1789.

luſtig erklärten. Als der General abreiſen wollte, hielt man ihn ungeachtet der Geleitsbriefe des Revolutionscomités in Breda gefangen und ließ ihn nur unter der Bedingung frei, daß er während dieſer Unruhen nicht gegen Belgien fechten wolle. Der General ſcheute ſich nicht, dieſe Zuſage zu geben.

Statt d'Alton und Ferraris übernahm nun General Bender das Kommando der Truppen. D'Alton reiſte nach Wien. Trautmannsdorf war von Brüſſel nach Aachen entflohen. Er wollte nach Luxemburg um den Grafen Kobenzl zu ſprechen; unterwegs erhielt er aber einen Brief, der ihm erklärte, daß ſein Amt aufgehört habe und daß es ihm frei ſtehe, gleich nach Wien zu gehen, wenn er es für gut fände, dort über ſein Benehmen Rechenſchaft abzulegen. Brüſſel war voll von Flüchtlingen. Alle, welche die kaiſerliche Partei verlaſſen und in Folge der ſtrengen Maßregeln des Gouvernements die Flucht ergriffen hatten, waren wieder zurückgekehrt. Der Kardinal von Mecheln erſchien zuerſt wieder; man erfuhr, daß er mehrere Wochen verſteckt in Brüſſel gelebt habe. Oeſterreich hatte noch viele gute Freunde; aber ſie waren eingeſchüchtert und unterwarfen ſich der faktiſchen Gewalt. Der Herzog von Urſel war bei der Armee in Ungarn und ein verdienter Officier; er verſprach dem Kaiſer zur Beruhigung der Gemüther beizutragen, ging nach Brüſſel, ließ ſich aber durch ſeine Frau in die Revolution einziehen. Den Herren, welche

Herzog Albert nach Deutſchland gefolgt waren, wie Fürſt Grimberghe, Gavres u. a. drohte man mit Confiscation der Güter. Die Beamten der Regierung wurden gefangen genommen, ſo der Kanzler von Geldern, der Rath d'Aquilar u. a. Das Comité warb fremde Officiere, die Brabanter Stände leiſteten den Eid für die Union und beriefen Abgeordnete der Provinzialſtände nach Brüſſel.

Niemand war im Zweifel, daß die Revolution die vollſtändige Unabhängigkeit und Trennung von Oeſterreich anſtrebte. Von Verhandlungen konnte da nichts mehr erwartet werden. K. Joſeph ſchrieb an ſeine Schweſter [1]: „Ich habe Deinen Brief durch Baron Herbert erhalten. Was ſoll ich Dir ſagen über dieſe unglücklichen Zuſtände in den Niederlanden? Sie richten mich in dem leidensvollen Zuſtande, in dem ich mich befinde, zu Grunde. Ich kann nicht athmen, nicht ſchlafen, mich nicht rühren, die ganze Nacht bringe ich ſitzend zu. Du kannſt Dir meine Qualen denken. Für den Moment, glaube ich, hilft in den Niederlanden nichts. Man muß die Ereigniſſe und die Gelegenheit, das Land wieder zu erobern abwarten; alle Wege der Verſöhnung ſind abgebrochen, alle Nachſicht, die ich gehabt, umſonſt. Die volle Unabhängigkeit iſt erklärt und wird unterſtützt durch die drei Mächte. Durch ihr Intereſſe für die abgefallenen Unterthanen iſt jede Hoffnung auf eine Ver-

[1]) An Chriſtine 28. December 1789.

ſtändigung auf einen Ausgleich unmöglich geworden. Was da Alles geſchehen iſt, um die Dinge auf dieſen Punkt zu bringen, iſt wahrhaft unglaublich. Wenn ich nur an mich dächte, würde ich dieſe Correſpondenz veröffentlichen. Man würde erkennen, welche Verſicherungen mich dazu beſtimmten, die Edikte wegen Aufhebung der Stände und des Raths von Brabant fallen zu laſſen; man hat mir das Verſprechen entriſſen, als ich krank in Laxenburg lag. Ich habe geſtattet, die joyeuse entrée, die Stände und das Conſeil zu reſtituiren, aber mit den Veränderungen, die man für nothwendig erachten würde. Zu Allem, was weiter geſchehen iſt, habe ich keine Einwilligung gegeben. Ich habe nicht einmal einen genauen Bericht. — Ich bin ſehr betrübt, daß Alles das auf Euch rückwirken wird, denn ich habe die innigſte Theilnahme für euch. Empfangt meine Glückwünſche für's neue Jahr; es kann nicht ſchlechter werden, als das Ende des gegenwärtigen. — In dieſem Momente erhalte ich durch die Poſt Deinen Brief und jenen des Prinzen für das neue Jahr. Entſchuldige mich bei ihm, daß ich nicht ſelbſt ſchreibe, aber meine Kraft reicht kaum hin, dieſe Zeilen zu ſchreiben."

Die Deputirten der Provinzen Brabant, Flandern, Hennegau, Namur, Mecheln, Geldern, Tournay traten am 7. Januar 1790 in Brüſſel zuſammen und konſtituirten ſich als „vereinigte belgiſche Staaten." Die Stände von Limburg traten ſpäter bei, Luxemburg blieb

dem Hauſe Oeſterreich getreu. Den Generalſtaaten gehört das Recht des Kriegs und Friedens und die Militärhoheit, den Provinzen verbleiben alle anderen Souverainetätsrechte, Geſetzgebung, Freiheit, Unabhängigkeit und Gerichtsbarkeit. Eine Behörde „ſouverainer Congreß der vereinigten belgiſchen Stände", zuſammengeſetzt aus den Abgeordneten jeder der Provinzen, ſoll die oberſte Regierung führen. Die Bundesacte wurde am 20. Januar 1790 proclamirt. In derſelben Zeit, in welcher K. Joſeph dem Tode nahe, von den Ungarn bedrängt, die Herſtellung der altungariſchen Verfaſſung unterſchrieb, wurde in Belgien die Herrſchaft des Hauſes Oeſterreich vernichtet und die Souverainetät der Nation verkündigt. Die brabanter Revolution war eine Miſchung der ſeltſamſten politiſchen Beſtrebungen. Während in Frankreich die alte Scheidung der Stände durchbrochen, die Gerichtsbarkeit der Parlamente vernichtet und der ganze Bau der mittelalterlichen Gewalten eingeriſſen wurde, ſchien durch die belgiſche Revolution die alte Verfaſſung und damit die Ständegewalt mit allen Sonderrechten neu konſolidirt und die moderne Verwaltungsform des Kaiſers Joſeph für immer abgethan. Die Einrichtung der neuen Republik zeigte ſo ganz die politiſche Unkenntniß und Unerfahrenheit derer, die an der Spitze ſtanden [1]). Es gab kein Oberhaupt der ausübenden Ge-

[1]) Arendt a. a. O. 329.

walt, die gesetzgebende und vollziehende Gewalt wurde von denselben Personen geübt, die Generalstaaten und der Congreß waren dieselben Versammlungen. Eine feste geregelte Regierung war unmöglich. Für den Moment schien mit der Souverainetät der Stände die allgemeine Freiheit fest begründet, aber nach dem natürlichen Verlauf der Dinge mußte die Unhaltbarkeit und Leere der neuen Schöpfung bald hervortreten. Die neue Republik stand jedenfalls auf schwachen Füßen [1]).

Christine und Albert waren am 5. December von Koblenz nach Bonn übersiedelt, wo ihnen der Kurfürst eine Wohnung im Schlosse Poppelsdorf eingerichtet hatte. Hier brachten sie den Winter in Trauer und Einsamkeit zu. Kaiser Joseph hatte sie gleich nach ihrer Flucht in einem äußerst freundlichen Briefe nach Wien eingeladen, aber sie hatten nicht Lust, aus ihrer Zurückgezogenheit herauszutreten; sie sahen auch in Wien nur Unruhe und Verfall voraus. Christine war von einer Krankheit und den letzten Ereignissen so geschwächt, daß sie der Ruhe bedurfte. Ihr Herz war ohnehin von Joseph abgewendet. Der Großherzog hatte ihr zwar geschrieben, daß Trautmannsdorf keinen Befehl vom Kaiser erhalten habe, so rücksichtslos gegen sie vorzugehen, aber sie konnte die Erinnerung an die letzten Jahre nicht verwinden. Sie schrieb noch öfter von

[1]) Vergl. Arendt a. a. O. 329.

Coblenz und Bonn an den Kaiſer, aber wenig über politiſche Verhältniſſe und immer in einem kühlen Ton. Erſt als ihre Schweſter die Erzherzogin Marianne geſtorben, als Joſeph ſelbſt hoffnungslos darniederlag, brach ihre frühere Liebe noch einmal durch, aber ſie hat den Kaiſer nicht wiedergeſehen. Ihre ganze Hoffnung war damals auf Leopold von Toskana geſtellt. Von ſeiner Politik erwartete ſie noch die Herſtellung der öſterreichiſchen Herrſchaft in Belgien, ſo ſehr auch die Ereigniſſe alles überholt hatten. Chriſtine und Albert ſtanden ſeit zwei Jahren mit dem Großherzog im vertrauten Briefwechſel über ihre eigenen Angelegenheiten wie über die der Niederlande.

In Poppelsdorf richteten ſie einen einfachen, behaglichen Haushalt ein. Das Schloß war ſchön, die Zimmer bequem, der Kurfürſt Erzherzog Maximilian hatte an alles gedacht, um ihnen den Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen. Seine Reſidenz war kaum eine Viertelſtunde entfernt; ſie waren nun ganze Tage beiſammen und tröſteten ſich gegenſeitig über Gegenwart und Zukunft. Von Poppelsdorf ſchrieb Chriſtine öfter an die Fürſtin Eleonore Lichtenſtein über ihr Leben und ihre Stimmung.

Poppelsdorf, 25. December 1789. „Wie Sie ſehen, meine theuerſte, liebenswürdige Fürſtin, bin ich in dem ſchönen angenehmen Landhauſe etablirt, das mir mein Bruder Max überließ. Ich wohne ſehr bequem, und

bin so glücklich, ihn fast bei der Thüre zu haben und mich seiner angenehmen Gesellschaft erfreuen zu können. Meine Lage ist schrecklich. Gott, welcher bestimmt hat, daß meine alten Tage von Kummer, Leid und Verlusten erfüllt sind, wird mir wie ich hoffe seine Gnade nicht versagen, daß ich das alles mit Ergebung und Muth tragen kann. Unser Gewissen macht uns keinen Vorwurf, daß wir das Land unserem Herrn und der Monarchie nicht erhalten konnten. Die Katastrophe wäre schon 1787 eingetreten, wenn wir nicht immer dahin gewirkt hätten, daß alles Blutvergießen vermieden werde. — Nun ist nichts mehr als Luxemburg in unseren Händen. Was von Seite des Militärs seit zwei Jahren und besonders in den letzten vier Monaten geschehen, ist unerhört, unglaublich aber betrübend. Unser Herr kann von diesem unglückseligen d'Alton wie Augustus von Varus verlangen, daß er ihm seine Legionen oder Regimenter wiedergebe und das Land dazu, das er ihm verloren hat. Von Trautmannsdorf ist alles nur zu sehr eingetroffen, was ich von seinem Leichtsinn und seiner geringen Einsicht erwartete. Erinnern Sie sich, was ich sagte, als Sie ihm Ihren Sohn übergaben."

Poppelsdorf, 3. Januar 1790. „Unsere Lage ist schrecklich. Der Kaiser hat das Land durch das schlechte Benehmen derjenigen verloren, denen er sein Vertrauen schenkte. Die Nation wurde durch sie zum Aeußersten gebracht. Der Kaiser hat besonders durch den unglück-

seligen d'Alton das Land, eine Armee von 22.000 Mann, Geld und Artillerie verloren. Dieser Mann will immer die Schuld auf andere schieben, während er allein der Schuldige ist. Diese Fremden haben kein Herz für die Monarchie, weder für den Souverain noch für das Land. Ich habe alles Mitleid für den Kaiser; krank und unglücklich erlebt er den Ruin und die Demüthigung seines Hauses. Welch' eine schmerzliche Aussicht. Ich weiß gar nicht, was ich Ihnen bei Beginn des Jahres wünschen soll."

22. Januar 1790. „Die Lage des Kaisers ist entsetzlich. Seine innere Bewegung muß in diesem Zustand von Krankheit und Uebeln aller Art furchtbar sein. Nach meiner Meinung hat er sich das alles selber zugezogen. Er hat auf seine eiserne Gesundheit getrotzt, er hat gegen alle heiligen und menschlichen Gesetze gehandelt, indem er jene nicht hören wollte, die ihm aus Anhänglichkeit die Wahrheit sagten, wenn sie auch nicht angenehm zu hören war. Das ist nun das Resultat. Die schönste, reichste, anhänglichste seiner Provinzen ist verloren und damit alle finanziellen Quellen. Fortgerissen von der Thorheit dieses ehrgeizigen Weibes, mit welchem er sich hätte niemals persönlich einlassen sollen, eröffnete er den fatalen Krieg, der sein Land verwüstet, Menschen und Geld verzehrt und zuletzt noch einen Krieg mit Preußen fürchten läßt. Alle, die sein Land und seine Familie lieben, sind untröstlich. Wir vergessen

darüber unsere eigene Lage. Meine arme Schwester in Frankreich ist so unglücklich, wie man es nicht mehr sein kann. Ich beklage mich nicht, weil ich wenigstens meine Freiheit genieße. Sie wissen, wie ich das schätze und welche Opfer ich dafür bringen kann. Ich bin sicher, daß Sie oft an die Vorhersagungen und an die Bilder, die ich Ihnen 1787 von der Zukunft entworfen, gedacht haben. Das Unglück scheint mir unheilbar. Es ist kein großes Verdienst, sich in den Willen Gottes zu ergeben; aber der einzige Trost in all' diesen Qualen ist mir die Religion, das gute Gewissen und meine glückliche Ehe mit dem besten Manne. Verzeihen Sie diesen Schluß, aber es liegt darin der Grund meiner Dankbarkeit gegen Gott und meines Trostes in diesem Kummer." —

Hat Kaiser Joseph das Leiden, das ihn in's Grab brachte, wirklich sich selber zugezogen? Gewiß wurde seine Gesundheit durch die überstürzende Thätigkeit seines Lebens, durch die ermüdenden Reisen und die Rücksichtslosigkeit gegen jeden Wechsel der Witterung frühzeitig erschüttert; aber wer vermag zu entscheiden, wie viel all' die zerstörten Pläne und Hoffnungen seines Lebens zur Entwicklung eines so traurigen Uebels beigetragen haben. Was fehlgeschlagene Hoffnungen auf den Körper vermögen, haben viele Aerzte auseinander gesetzt; und Joseph hat von Jugend auf mit seinem besten Streben in Liebe und Leben nur Täuschungen erfahren.

Seit er aus dem Feldzuge 1788 krank und elend heimgekehrt, war seine Auflösung nur mehr eine Frage der Zeit. Er selbst glaubte schon im Frühjahre 1789 an keine Heilung mehr und erwartete seinen Tod wie er schrieb „ohne Wunsch und ohne Furcht." Die letzten freudigen Momente seines Lebens waren die Siege der kaiserlichen Truppen an der unteren Donau. Sonst erblickte er in allen Winkeln der Monarchie nur Noth und Widerstand. Er mußte es erleben, daß die Revolution in den Niederlanden offen von Preußen und Holland unterstützt wurde, daß einige ungarische Herren im geheimen Einverständniß mit Preußen waren, daß in seinem eigenen Ministerium die föderalistische Partei ihr Haupt erhob und alle anderen Stimmen ungehört und unbeachtet verhallten. Am 28. Januar 1790 unterschrieb er in dem Erlasse an die Gespannschaften Ungarns die Herstellung der alten Verfassung und Verwaltung. Es war dies der letzte wichtige Akt seines öffentlichen Lebens und mit ihm war das vornehmste Ziel seines Wirkens, die Einheit der Monarchie, vernichtet.

Die Krankheit machte seit Weihnachten reißende Fortschritte. Der Winter war so gelinde, daß die Stauden zu grünen anfingen und in den Gärten die Primeln und Veilchen blühten; aber die kranke Brust des Kaisers fand keine Linderung mehr. Die Aerzte entfernten sich nicht von ihm. Wie irgend ein frommer reuiger Christ empfing er am 15. Februar die letzte Oelung. In Ein-

samkeit und Verlassenheit brachte er seine letzten Tage zu; nur wenig alte Freunde wie Lascy, Rosenberg, Haddik waren um ihn; von seinen Geschwistern war niemand an seinem Todbette. Die rührendste Theilnahme erwies ihm die Prinzessin Elisabeth, die Gemahlin des Erzherzogs Franz. Sie hatte für Joseph eine tiefe kindliche Zuneigung, sie schien nur für ihn zu leben und mit ihm hinzusiechen. Man verwehrte ihr in den letzten Tagen den Zutritt zum Kaiser bis sie selbst eindrang; von dem Anblicke des siechen abgemagerten Herrn erschüttert, mußte sie halb ohnmächtig weggetragen werden. Am nächsten Tage schon, den 17. Februar, machte sie eine Frühgeburt und am anderen Morgen war die junge Frau eine Leiche. „Und ich lebe noch — Herr, Dein Wille geschehe," rief Joseph in unendlichem Schmerze aus. — Noch in den letzten Tagen schrieb er einige Briefe an seine Schwester Christine:

Wien, 13. Februar 1790. „Meine theure Schwester! Die Krankheit, die mich verfolgt, hat sich endlich in einem Grade verschlimmert, daß ich heute öffentlich die Sacramente empfing; ich wollte Dir das noch selbst mittheilen. Was die Vorsehung auch über mich verhängen wird, ich habe mich ihr ganz und gar ergeben. Baue auf meine zärtliche Freundschaft; ich werde nie aufhören von ganzem Herzen zu sein

Dein zärtlicher Bruder

Sage Deinem lieben Joseph.

Manne meine Complimente."

Wien, 19. Februar 1790. „Es iſt mir abſolut unmöglich ſelbſt zu ſchreiben, kaum kann ich noch meinen Namen unterzeichnen, aber ich bin in der traurigen Nothwendigkeit, Dir, meine liebe Schweſter, und Deinem Gemahle den Unglücksfall mitzutheilen, der mich ſoeben durch den Tod der Frau Erzherzogin Eliſabeth, Gemahlin des Erzherzogs Franz, getroffen hat. Sie wurde nach einer ziemlich ſchweren aber glücklichen Niederkunft 7 bis 8 Stunden nachher von einem Nervenſchlage gerührt, an dem ſie ſogleich geſtorben iſt. Du wirſt gewiß alle Theilnahme empfinden, welche dieſes Ereigniß in der Familie verdient. Adieu, ich umarme Dich und nehme Abſchied von Dir, denn ich fühle, wie ſehr meine Auflöſung vorrückt.

Joſeph."

Am anderen Morgen, nachdem er dieſen Brief geſchrieben, am 20. Februar früh um halb vier Uhr ſtarb er. Seine letzten Worte waren: „Glaube, Hoffnung, Liebe"; er hatte ſie ſein ganzes Leben lang im Herzen getragen.

Herder zeichnete in wenigen Worten das Leben Joſeph's II. [1]): „Ohne den Kaiſer gekannt und ohne von ihm eine Wohlthat genoſſen zu haben, hätte ich weinen mögen, da ich die letzten Umſtände ſeines Lebens las. Vor neun Jahren, da er auf den Thron ſtieg, wurde er als ein Hilfsgott angebetet und von ihm das

[1]) Briefe über die Humanität.

Größte, Rühmlichſte, faſt das Unmögliche erwartet; jetzt trägt man ihn als ein Sühnopfer der Zeit zu Grabe. Hat je ein Kaiſer, hat je ein Sterblicher, möchte ich ſagen, mehr gewollt, ſich mehr bemüht, mehr angeſtrebt, raſtloſer gewirkt als er? Und welch' ein Schickſal, vor dem Angeſichte des Todes in den beſten Lebensjahren die Erreichung ſeiner Abſichten nicht nur aufgeben, ſondern die ganze Mühe und Arbeit ſeines Lebens förmlich widerrufen, feierlich ausſtreichen zu müſſen und ſo zu ſterben! Mir iſt kein Beiſpiel in der Geſchichte bekannt, daß es einem Monarchen ſo hart gegangen wäre."

In Wien war es erſt in den letzten Tagen allgemein bekannt geworden, daß der Kaiſer ohne Hoffnung darniederliege; die Zeitungen berichteten nur kurz vorher von ſeiner Krankheit. Als ſich nun die Kunde ſeines Todes verbreitete, flüſterte man ſich unheimliche Gerüchte zu. „Er iſt vergiftet", hieß es von Mund zu Mund. An den Brunnen, die er errichtet, unter den Bäumen, die er gepflanzt, an den Krankenbetten, die er geſtiftet, wiederholte man dieſe Worte; und in den fernen Gebirgsthälern in Böhmen, Galizien und Ungarn ſagten ſich die Bauern: „Er iſt nicht todt, man hat ihn eingeſperrt, er wird wiederkommen." Wohl waren viele, welche mit mitleidigem Lächeln dem Kaiſer in die Gruft nachſahen. Mit ihm ſchien auch das „Syſtem," wie man es nannte, begraben; der alte Staat, die alte Ordnung, die alten Rechte konnten Glied für Glied

wieder aufleben. Aber die Trauer war allgemeiner und tiefer, als man meinte, sie ging in's Volk. Für das hatte Joseph gelebt und gelitten. In seinem Charakter waren seltsame Gegensätze vereinigt. Er war eigensinnig und unbeständig im Wollen und Handeln; er hat als Autokrat gewaltet, manche alte Gewohnheit mit rauher Hand angefaßt, er war oft dem Irrthum verfallen, seine besten Entwürfe verdorrten in der Wurzel. Er hat den alten geschichtlichen Bildungsgang Oesterreich's gewaltsam durchbrochen. Beim Beginn seiner Regierung war in allen Ländern Friede, Zufriedenheit, alle Gewalten schienen im Gleichgewichte, bei seinem Ende herrschte Krieg und Noth, die allgemeine Freiheit schien getödtet und die Revolution lauerte in allen Winkeln des Reiches. Alle diese Ueberzeugungen sind festgestellt, aber er streute den Samen einer neuen Bildung aus, er hatte ein warmes Herz für jedes erlösende Wort der Duldung, für jede Forderung der Gerechtigkeit, er hat jede Saite des menschlichen Elends berührt, er hat das Volk wahrhaft geliebt, und das sichert ihm das Andenken durch alle Zeiten und in allen Formen der Geschichte.

VIII.

Enthüllungen.

1790.

Christine und Albert erhielten die Nachricht vom Tode des Kaisers in Bonn und zwar durch denselben Courier, der ihnen den letzten Brief vom 19. Februar überbrachte. Die Auflösung des Kaisers überraschte sie nicht. Seit länger als einem Jahre waren sie darauf vorbereitet, denn sie wußten nur zu gut, daß es für ihn auf Erden keine Rettung mehr gebe. In ihren Herzen war Joseph schon lange todt. Vom Beginn seiner Regierung an hatten beide eine Scheu vor seinen starren Grundsätzen, das Leben, das sie in Belgien geführt, entfernte sie noch mehr von ihm, und seit ihrem letzten Aufenthalte in Wien war er ganz aus ihren Herzen gestrichen. Sie waren Generalstatthalter, fanden sich aber von aller Gewalt ausgeschlossen und der Minister hatte die wichtigsten Verfügungen getroffen, ohne sie zu fragen. Sie erfüllten gehorsam die Befehle des Kaisers, sie versäumten keinen Moment, ihm die Huldigung und Verehrung zu bezeigen, die dem Souverain und dem Haupt des Hauses gebührte, aber sie hatten kein Vertrauen mehr zu ihm, keine Hoffnung mehr weder auf ihn noch auf seine Principien. Die Ereignisse hatten sich so überstürzt, Oesterreich schien so in allen

Fugen erſchüttert, daß ſie von den Veränderungen, die nach ſeinem Tode eintreten mußten, mehr erwarteten als fürchteten. Kaunitz rief bei der Nachricht vom Tode des Kaiſers aus: „Er hat ſehr wohl gethan [1])." Wie der Staatskanzler ſo waren andere ausgezeichnete und ehrliche Staatsmänner überzeugt, daß die Rettung der Monarchie durch den Sturz des Joſephiniſchen Syſtems bedingt ſei. Chriſtine und Albert waren wenigſtens der Meinung, daß die Niederlande für Oeſterreich nur durch Anerkennung der alten Verfaſſung, der vollen Ständehoheit gerettet werden können. Mit Betrübniß waren ſie den letzten Schritten des Miniſters gefolgt: ſie hatten dem Kaiſer offen erklärt, daß die Erbitterung alle Stände durchflute und der Aufhebung der Verfaſſung eine allgemeine Revolution folgen werde. In Kummer und Sorge vernahmen ſie, daß zwei Drittheile des Landes ſich der Revolution unterworfen. Nach ihrer Meinung konnte eine Vermittlung nur durch Wiederherſtellung der Thereſianiſchen Form angebahnt werden: nur dadurch könne die Demokratie erſtickt, die alte Ständegewalt verſöhnt und die fremde Unterſtützung durchbrochen werden. Darin wurden ſie beſtärkt durch die Briefe, die ſie von den vornehmſten belgiſchen Herren empfingen; darin waren ſie einerlei Meinung mit dem Großherzog Leopold von Toskana, dem nach dem Tode

[1]) „il a fort bien fait."

des Kaisers Krone und Herrschaft über alle österreichischen Erblande zufallen mußte.

Christine und Leopold waren sich in früher Jugend zugethan. In den Tagen, welche Christine auf ihrer italienischen Reise in Florenz zubrachte, wurde diese Zuneigung und Freundschaft noch mehr befestigt. Die Erzherzogin hatte schon damals ihrem Bruder zugesagt, daß sie den Prinzen Karl zu sich nehmen werde. Seitdem waren sie in Verbindung geblieben. Vom Jahre 1787 an, als Christine nach Wien berufen war und dort die Zustände des Landes, das Durcheinanderfluten der Meinungen kennen gelernt hatte, wurde diese Verbindung immer inniger und vertrauter. Sie entwickelten in ihren Briefen ihre politischen Anschauungen, ihre Hoffnungen und Befürchtungen über die Josephinischen Reformen.

Der Großherzog lebte seit 1765 in Florenz ein glückliches Regenten- und Familienleben. Seine Gemahlin Marie Louise war eine edle würdige Frau, seine Kinder wuchsen kräftig und blühend heran. Ein Familienkreis ohne Prunk und leere Hoheit, aber voll Gemüth und Innigkeit, wie ihn Herzog Albert in seiner italienischen Reise schilderte, umgab ihn, und von seinem Volke wurde er geliebt und geachtet, wie nicht leicht ein anderer Fürst. Seine humane, aufklärende Verwaltung hatte in dem Lande viele Segnungen hervorgerufen. Er hat das Grundeigenthum frei gemacht,

Handel und Gewerbe entfeſſelt, die Monopole vernichtet, die Tortur und Inquiſition aufgehoben, für Erziehung und Unterricht geſorgt und die weltliche Gerichtsbarkeit der Biſchöfe beſchränkt. Es waren Reformen, wie ſie der Geiſt des Jahrhunderts und das praktiſche Bedürfniß mit ſich brachte. Der Großherzog ging darin von denſelben Principien aus wie ſein Bruder Joſeph II., aber im Grunde war er doch ein ganz verſchiedener Charakter in Anlage und Durchbildung, im Werden und Wirken. Von Jugend auf hatte er mehr eine weiche biegſame Natur; er hing niemals ſtarr an Theorien; die Wirklichkeit der Dinge, das Bedürfniß und die Nothwendigkeit des Moments übten Einfluß auf ihn. — Im Süden hatte er noch mehr gelernt, ſich an das Beſondere, Unmittelbare anzuſchließen. Seine politiſche Anſchauung wurzelte zunächſt in der Staatsform der Thereſianiſchen Zeit. In einer ruhigen Fortbildung derſelben erblickte er die Gewähr des Friedens und der Wohlfahrt. Die abſolute Staatsform war ihm nicht Selbſtzweck; eine Zeit lang hielt er eine Beſchränkung der monarchiſchen Gewalt mit der Verwirklichung der freiſinnigſten Ideen für möglich. Was ihn vor Joſeph auszeichnete, war der freie Blick in den Zuſammenhang der europäiſchen Staaten, ſeine Kenntniß der Kabinete und die Rückſicht, die er auf ſie nahm. Dabei beſaß er Würde im Umgange, die Mäßigung im Ausdruck, die Ruhe des Gemüthes und jene Klugheit, welche,

indem ſie in die Bewegung einführt, ſie beherrſcht und leitet. Man kann bezweifeln, ob ein ſolcher Fürſt Begeiſterung, unbedingte Hingebung zu erwecken, ob er ein großes welthiſtoriſches Ziel zu erreichen vermag, aber gewiß war niemand mehr geeignet, in der Flutung, welche auf Oeſterreich einſtürmte, das Staatsſchiff ruhig und ſicher zu ſteuern.

Der Großherzog war während der letzten Jahre des Kaiſers Joſeph in einer eigenthümlichen Lage. Joſeph hatte keine Kinder; er hatte offen davon geſprochen, daß er nie wieder heirathen wolle. Nach dem Geſetz des Hauſes Oeſterreich ging die Krone an Leopold über. Der Kaiſer hatte ſeinen erſtgebornen Sohn den Erzherzog Franz nach Wien berufen, um ihn frühzeitig in das Eigenthümliche des öſterreichiſchen Staatsbaues einzuweihen. Leopold ſelbſt war ſeit 1780 nur zweimal und das nur auf kurze Zeit nach Wien gekommen. Der Kaiſer war gütig, herzlich für ihn, ſprach aber nur im Allgemeinen mit ihm über Politik. Seine Briefe enthielten alle Ausdrücke ſeiner liebevollen Geſinnung, aber kein Wort über die inneren Umwandlungen Oeſterreichs, kein Wort über die äußeren Verhältniſſe. Leopold erfuhr von allem dem nur durch die Zeitungen oder die Berichte von Reiſenden, und doch glaubte alle Welt, daß er von allem unterrichtet und vom Kaiſer immer zu Rathe gezogen werde. Wenn er einen Bericht von Wien erhielt, war alles längſt von den Ereigniſſen über-

holt [1]). Und doch berührte ihn alles, was das Glück und den Frieden Oesterreichs betraf, im tiefsten Innern. Er war für sich ganz glücklich, er begehrte keine Herrschaft, er wünschte Joseph ein längeres Leben, es freute ihn, wenn er von einer Besserung seines Leidens hörte, aber der Gedanke an die Zukunft Oesterreichs, das Interesse seines Hauses, die Ungewißheit des Krieges und Friedens mahnten ihn, für den Wechsel des Geschickes vorbereitet zu sein. Deßwegen hatte er sich vor dem Tode des Kaisers mit der Erzherzogin Christine einverständigt, welche Mittel zu ergreifen wären, um die Ordnung in den Niederlanden herzustellen und das schöne Land für das Haus Oesterreich zu erhalten.

Christine hatte sich in der Verlassenheit, in der sie sich seit 1787 in Belgien befand, oftmals an den Großherzog gewendet und um seinen Rath, seinen Beistand gebeten. Leopold hielt wohl sehr vorsichtig zurück, da er keinen Auftrag und kein Recht hatte, sich einzumischen, aber er verhehlte es nicht, daß er die Josephinischen Reformen für überstürzt, für unausführbar halte. Nach seiner Ansicht konnte der Kaiser nichts Besseres thun, als nachgeben, die Verfassung herstellen und dadurch die Gemüther beruhigen [2]). Leopold gab den General-

[1]) Leopold an Christine 13. October 1789: „Seit fünf Monaten habe ich kein Blatt erhalten, ich höre davon wie von China sprechen."

[2]) Leopold an Christine 13., 15., 20. Juni, 30. Juli 1787.

ſtatthaltern Recht, als ſie durch ihre Zuſagen vom 31. Mai 1787 in der Nation die Hoffnung auf eine Herſtellung des alten Standes erweckt hatten; er wußte, wie die Geiſtlichkeit der Regierung widerſtrebe und wie ſie darin vom römiſchen Hofe ermuntert werde; er ſah voraus, daß in dem Zerfalle das Volk zur Herrſchaft kommen und die alten Stände nicht mehr hören werde [1]). Er verurtheilte die Joſephiniſche Politik wie das Zurückhalten und Schwanken des franzöſiſchen Hofes [2]). Der Großherzog iſt 1789 der Meinung, daß der König von Frankreich keinen anderen Weg vor ſich habe, als die Generalſtände einzuberufen und mit ihnen eine neue Verfaſſung zu vereinbaren [3]). Ebenſo ſei in den Niederlanden eine Vereinigung der provinziellen ſtändiſchen Körperſchaften zu Generalſtänden, eine Landesverfaſſung und ein neues Uebereinkommen des Souverains mit ihnen nothwendig.

„Ich glaube," ſchreibt der Großherzog an ſeine Schweſter [4]), „daß das Mißtrauen und die Unzufrieden-

---

[1]) Briefe vom 12. und 21. Juli 1787.

[2]) Briefe vom 4. Auguſt 1787, 28. Januar, 9. Juni 1789.

[3]) Il ne lui reste plus d'autre parti à prendre pour en sortir avec honneur que de convoquer les états généraux et de concerter avec eux d'accord et de bonne foi une nouvelle et stable constitution, où cédant de ses droits il règle les choses de façon à contenter le public et à regagner sa confiance. Leopold an Chriſtine 24. Juni 1789.

[4]) 16. September 1789. Original und eine Copie des Herzogs.

heit allgemein bei Euch ſind, und daß nur die Furcht vor dem Militär die Exploſion noch eine Zeit zurückhalten kann; aber ſie wird erfolgen und wird heftig, kombinirt und gefährlich ſein. Die Truppen ſind viel zu ſchwach. Ich weiß, daß Abgeordnete und Emiſſäre aus Frankreich wie aus Holland beauftragt ſind, das Volk zur Erhebung und die Truppen zum Abfall zu bringen. Ich wünſche von ganzem Herzen, daß es nicht geſchieht, aber ich bin überzeugt, daß dies unfehlbar früher oder ſpäter erfolgen wird. In Frankreich wird die Verwirrung immer größer. Ich weiß gewiß, daß man die Königin zurückſchicken oder feſtnehmen will, um ſie zu demüthigen und die Familie zu beleidigen. Du wirſt ſehen, daß der Bürgerkrieg dort noch lange fortdauern wird; die Stadt Paris wird ſich mit den anderen Provinzen und der Nationalverſammlung entzweien; das Land wird durch ſeinen Aufruhr, durch ſein Beiſpiel, durch Schriften und Emiſſäre noch ſehr viel Uebles ſtiften; es wird ſeinen Alliirten wie dem ganzen Jahrhundert Unheil bringen. — Die Sache des Generalſeminars kommt viel zu ſpät; vor zwei Jahren wäre es an der Zeit geweſen und hätte vielleicht viele Unannehmlichkeiten der Gegenwart erſpart. Aber jetzt zeigt es nur Furcht und reizt zu neuen Anſprüchen und Verlangen, die man nicht bewilligen kann ohne alles zurückzunehmen. Ich halte es immer für gefährlich, beſonders in ſo weit entlegenen Provinzen etwas zu verlangen,

was der Nation nicht gefällt. Man kann sie von ihrem eigenen Vortheile nicht überzeugen und im Falle des Widerstandes nicht durch Gewalt zwingen. — Gott sei Dank, Se. Majestät befindet sich besser und wird hoffentlich noch lange Jahre leben, länger als ich. Ich kann Dir über die niederländischen Angelegenheiten nichts Bestimmtes sagen, denn ich weiß nicht, was dort jeden Tag geschieht. Wenn aber, was Gott verhüte, Se. Majestät dem Leiden unterliegen sollte, würde ich Euch sogleich von meinen Ideen unterrichten. Diese sind immer derart: die Generalstatthalter übernehmen wieder die Regierung mit aller Gewalt, die sie früher gehabt; der Minister und Armeekommandant sind ihnen untergeordnet; beide sollen sich sogleich nach Wien begeben, um dort über ihr Verhalten Rechenschaft abzulegen; der Generallieutenant und Krumpipen sollen während ihrer Abwesenheit ihre Stellen versehen. Die Stände werden sogleich nach der alten Form für jede Provinz einberufen. Man soll versichern, daß die Regierung nur in Uebereinstimmung mit ihnen vorgehen werde, daß sie alle Beschwerden aufnehmen, alle mißliebigen Beamten entfernen werde. Die Stände sollen die joyeuse entrée prüfen und die Modifikationen vorlegen. Eine Deputation, welche aus den Ständen aller Provinzen erwählt wird, soll die Wünsche des Landes zum Souverain bringen. Eine allgemeine Amnestie wird verkündigt; alle, welche wegen der Unruhen einer Strafe verfallen, werden

begnadigt, die Gefangenen freigegeben; nur jene ſind ausgenommen, welche wegen eines gemeinen Verbrechens, wegen Raub, Mord u. a. verurtheilt ſind. Ueber Leib und Gut wird nur nach den Geſetzen des Landes Recht geſprochen. Der Rath von Brabant wird eingeſetzt mit den Veränderungen, welche die Stände für gut finden. Der Kriegsſtand der Armee hört auf, die Patrouillen werden eingezogen, die Kanonen werden von den Plätzen entfernt, das Militär wird nur zu dem Dienſte wie vor den Unruhen verwendet. Was die joyeuse entrée betrifft, ſo ſtimme ich mit Euch überein, daß der Souverain mit den Ständen ſich vereinigt, welche Punkte geſtrichen und welche verändert werden ſollen. — Du findeſt es nicht räthlich, die Provinzialſtände in einer Generalverſammlung zu vereinigen; ich ſtimme mit Dir überein, daß man ſie zuerſt nach Provinzen berufen und einzeln beruhigen ſolle; aber in der Folge ſoll man ſie überreden, daß ſie ſich zu Generalſtänden vereinigen. Dieſe können nur einer Regierung gefährlich ſein, welche nicht das Gute will und welche die Verwaltung der Finanzen nicht überwacht haben will. Sie werden für jedes Land nützlich ſein. — Es iſt nothwendig zu erklären, daß niemand willkürlich verhaftet, oder von anderen als ſeinen natürlichen Richtern verurtheilt werde; ferner, daß die Steuern nur als zeitliche Subſidien und nur mit Uebereinſtimmung der Stände gezahlt werden ſollen. Dieſe zwei Punkte ſind für die Beruhigung des

Publikums wesentlich. — Ob eine Deputation das Recht habe gemäß der Verfassung auch außer dem Lande zu verhandeln, weiß ich nicht; aber das ist gleichgiltig. Die Stände haben die vollkommene Freiheit, eine Deputation zu senden oder ihre Beschwerden schriftlich an die Generalstatthalter oder unmittelbar an den Souverain zu bringen."

Schon ein Jahr früher 1788 im August, als Kaiser Joseph so krank war, daß man jeden Moment seine Auflösung fürchtete, hatte der Großherzog in einem Briefe an die Generalstatthalter ähnliche Punkte notirt, um ihnen eine Richtschnur des Handelns zu geben. Es ist daraus ersichtlich, wie sehr Leopold in seiner politischen Meinung von der seines Bruders abwich. Noch weiter und vollständiger setzt er diese in einem Briefe vom 25. Januar 1790 auseinander.

„Ich habe zufällig erfahren, daß man in den Niederlanden verschiedene Gerüchte verbreitet, um mich in üblen Ruf zu bringen. Sie sind alle falsch und ich schreibe Dir diese Zeilen, damit Du die Thatsachen weißt und mir Gerechtigkeit widerfahren lassen kannst. — Man sagt, daß ich die Jansenisten, die Synode von Pistoja unterstütze, daß ich einen Residenten der Kirche von Utrecht in Florenz habe. Das ist ganz falsch. Man weiß hier gar nicht was ein Jansenist ist und um was es sich in dieser Frage handelt. Der öffentliche Unterricht, die Seminarien, Schulen sind in den Händen der Bischöfe, ohne

begnadigt, die Gefangenen freigegeben; nur jene sind ausgenommen, welche wegen eines gemeinen Verbrechens, wegen Raub, Mord u. a. verurtheilt sind. Ueber Leib und Gut wird nur nach den Gesetzen des Landes Recht gesprochen. Der Rath von Brabant wird eingesetzt mit den Veränderungen, welche die Stände für gut finden. Der Kriegsstand der Armee hört auf, die Patrouillen werden eingezogen, die Kanonen werden von den Plätzen entfernt, das Militär wird nur zu dem Dienste wie vor den Unruhen verwendet. Was die joyeuse entrée betrifft, so stimme ich mit Euch überein, daß der Souverain mit den Ständen sich vereinigt, welche Punkte gestrichen und welche verändert werden sollen. — Du findest es nicht räthlich, die Provinzialstände in einer Generalversammlung zu vereinigen; ich stimme mit Dir überein, daß man sie zuerst nach Provinzen berufen und einzeln beruhigen solle; aber in der Folge soll man sie überreden, daß sie sich zu Generalständen vereinigen. Diese können nur einer Regierung gefährlich sein, welche nicht das Gute will und welche die Verwaltung der Finanzen nicht überwacht haben will. Sie werden für jedes Land nützlich sein. — Es ist nothwendig zu erklären, daß niemand willkürlich verhaftet, oder von anderen als seinen natürlichen Richtern verurtheilt werde; ferner, daß die Steuern nur als zeitliche Subsidien und nur mit Uebereinstimmung der Stände gezahlt werden sollen. Diese zwei Punkte sind für die Beruhigung des

Publikums wesentlich. — Ob eine Deputation das Recht habe gemäß der Verfassung auch außer dem Lande zu verhandeln, weiß ich nicht; aber das ist gleichgiltig. Die Stände haben die vollkommene Freiheit, eine Deputation zu senden oder ihre Beschwerden schriftlich an die Generalstatthalter oder unmittelbar an den Souverain zu bringen."

Schon ein Jahr früher 1788 im August, als Kaiser Joseph so krank war, daß man jeden Moment seine Auflösung fürchtete, hatte der Großherzog in einem Briefe an die Generalstatthalter ähnliche Punkte notirt, um ihnen eine Richtschnur des Handelns zu geben. Es ist daraus ersichtlich, wie sehr Leopold in seiner politischen Meinung von der seines Bruders abwich. Noch weiter und vollständiger setzt er diese in einem Briefe vom 25. Januar 1790 auseinander.

„Ich habe zufällig erfahren, daß man in den Niederlanden verschiedene Gerüchte verbreitet, um mich in üblen Ruf zu bringen. Sie sind alle falsch und ich schreibe Dir diese Zeilen, damit Du die Thatsachen weißt und mir Gerechtigkeit widerfahren lassen kannst. — Man sagt, daß ich die Jansenisten, die Synode von Pistoja unterstütze, daß ich einen Residenten der Kirche von Utrecht in Florenz habe. Das ist ganz falsch. Man weiß hier gar nicht was ein Jansenist ist und um was es sich in dieser Frage handelt. Der öffentliche Unterricht, die Seminarien, Schulen sind in den Händen der Bischöfe, ohne

daß die Regierung ſich einmiſcht. Die Biſchöfe ſind hier viel ſtrenger und haben ihren Prieſtern den Beſuch der Theater und Bälle verboten. Niemals miſcht ſich die Regierung in die kirchliche Disciplin, außer durch die Biſchöfe, und wenn ſie die Synode von Piſtoja unterſtützte, ſo enthielt dies nur einen Beitritt zu den Vorſchlägen der gallicaniſchen Kirche, welche niemals des Janſenismus verdächtigt wurde. Ich ſelbſt habe niemals dieſen Grundſätzen gehuldigt, ſondern nur ihre Durchführung geſtattet. In der Disciplin iſt nichts, was den Geſetzen des Landes oder des römiſchen Hofes entgegen wäre; der letztere prüft die Synodalbeſchlüſſe von Piſtoja ſeit zwei Jahren und findet nichts zu tadeln. Einen Reſidenten der Janſeniſten gibt es hier nicht; er würde gar nicht geduldet werden. — Man ſagt, daß ich ein Geſetz über die Beerdigung und ein anderes über die Reliquien erlaſſen habe. Das erſtere befiehlt, daß man die Leichen nicht offen in der Kirche ausſetze, daß man ſie vor der Beerdigung noch einige Stunden über der Erde laſſe und daß ſie auf Friedhöfen außer der Stadt beigeſetzt würden. Ueber Reliquien habe ich kein Geſetz, keinen Befehl erlaſſen. Das gehört ganz und gar vor die Biſchöfe. Man hat ſogar der Stadt Prato den Gürtel der heiligen Maria, der gewiß keine Beglaubigung hat, gelaſſen. Es war deßwegen dort ein Aufſtand; nur auf Verlangen der Biſchöfe wurde befohlen, daß der Schlüſſel des Reliquienkaſtens, welcher

in den Händen der Magiſtratur war, dem Biſchofe übergeben würde. Ich ließ in der Kirche des heil. Lorenz zu Florenz eigens eine Kapelle bauen, um darin alle Reliquien, welche früher in einem Zimmer meines Palaſtes verſchloſſen waren, zur öffentlichen Verehrung auszuſtellen. — Was die politiſche Inquiſition betrifft, die man mir zur Laſt legt, ſo rufe ich alle Einheimiſchen, alle Fremden, die einmal in Florenz waren, auf, ob ſie ſich irgendwo einer größeren Freiheit erfreuten, als in Toskana. Das wäre ganz gegen meinen Charakter. — Mein Glaubensbekenntniß iſt, in der apoſtoliſchen, römiſch-katholiſchen Religion zu leben und zu ſterben, dieſelbe keineswegs zu verfolgen, ſondern ſie zu unterſtützen, zu befördern, nicht die auszuzeichnen, welche keine Religion haben oder verſichern keine zu haben; die Biſchöfe in allem Recht zu erhalten, das ihnen zugehört, beſonders in der Aufſicht über die Kirchendisciplin. — Ich glaube, daß der Souverain, auch der erbberechtigte, nur der Delegirte, der Beamte des Volkes iſt, daß er ihm alle ſeine Kraft, ſeine Mühe widmen ſoll; daß jedes Land ein Grundgeſetz oder einen Vertrag zwiſchen Volk und Souverain haben ſoll, welcher die Autorität und die Gewalt des letzteren beſchränkt, daß, wenn der Souverain den Vertrag nicht einhält, er damit auf ſeine Stelle verzichtet. Ich glaube, daß die Executivgewalt bei dem Souverain iſt, die Legislative aber bei dem Volk und ſeinen Repräſentanten, daß dieſe bei jedem Wechſel des

Souverains neue Bedingungen, neue Einſchränkungen ſeiner Macht hinzufügen können [1]). Ich glaube, daß der Souverain ſich weder direct noch indirect in die Civil- oder Strafgerichtsbarkeit einmengen, oder Kommiſſionen, Delegationen einführen ſoll. — Ich glaube, daß der Souverain über die Finanzen dem Volke jährlich eine vollſtändige Rechnung legen ſoll, daß er nicht das Recht habe, neue Steuern oder was immer für Auflagen auszuſchreiben, daß nur das Volk dazu berechtigt iſt, wenn der Souverain die Bedürfniſſe des Staates dargelegt und das Volk ſie durch ſeine Repräſentanten geprüft und gebilligt hat; ferner, daß die Steuern nur auf ein Jahr als Subſidien bewilligt werden können und nur dann, wenn der Souverain darüber eine detaillirte Rechnung gelegt hat. — Ich glaube, daß der Souverain dieſe Bewilligung einholen ſoll bei jedem Wechſel des Syſtems, bei allen neuen Geſetzen, bei Penſionen und

[1]) Je crois, que le Souverain même héréditaire n'est qu'un délégué et employé du Peuple pour le quel il est fait, qu'il lui doit tous ses soins, peines, veilles etc. Qu' à chaque pays il faut une loi fondamentale ou contrat entre le peuple et le Souverain, qui limite l'autorité et le pouvoir de ce dernier; que quand le Souverain ne la tient pas, il renonce par le fait à sa place, qui ne lui est donnée qu' à cette condition et qu'on n'est plus obligé de lui obéir, que le pouvoir éxécutif est dans le Souverain mais le legislatif dans le peuple et ses représentants que celui-ci à chaque changement de Souverain peut y ajouter de nouvelles conditions ou restrictions à son autorité.

Belohnungen; daß die Befehle des Souverains nur nach der Einwilligung der Stände Geſetzeskraft haben; daß das Militär nur zur Vertheidigung des Landes, niemals gegen das Volk verwendet werden darf; daß niemand verhaftet werden kann außer auf Befehl ſeines ordentlichen Richters, niemand verurtheilt als nach den Formen des ordentlichen öffentlichen Gerichtes, niemals in Folge eines willkürlichen Befehls, käme er auch vom Souverain. Endlich glaube ich, daß der Souverain nur durch das Geſetz regieren ſoll und daß dieſes konſtituirt wird vom Volke und zwar in Folge eines natürlichen Rechtes, deſſen es niemals gewaltſam oder friedlich beraubt werden kann. Nach dieſem haben ſie ſich vereinigt, einen Souverain zu haben, d. h. ihm den Vorrang zu gewähren, damit er ihr Glück und Wohl begründen könne, nicht wie er will, ſondern wie ſie es wollen und fühlen; denn der einzige Zweck der Geſellſchaft und Regierung iſt das Glück der Individuen. — Da haſt Du ungefähr meine Principien; ich könnte noch mehr Details hinzufügen, aber das wäre zu lang."

Aehnliche Grundſätze ſind in einem Memoire ausgeſprochen, welches der Großherzog den Generalſtatthaltern am 17. Februar nach Bonn ſchickte, damit ſie es nach dem Tode des Kaiſers den belgiſchen Ständen mittheilen und auf Grundlage desſelben eine Vereinbarung treffen ſollten. Die Schrift wurde, nachdem Leopold die Regierung angetreten, mit einigen Ver-

änderungen den Generalſtänden in Brüſſel zugeſendet und erſchien damals in allen Zeitungen [1]). „Der Großherzog", hieß es darin, „erklärt den Ständen, daß er unter der Regierung Kaiſer Joſephs bei dem Wechſel des Regierungsſyſtems nicht um Rath gefragt war, daß er im Gegentheile alle Reformen und Angriffe auf die alte Verfaſſung des Landes mißbilligt habe, ſo die Aufhebung des Brabanter Conſeils, die Errichtung des Generalſeminars, die Uebertragung der Univerſität, die Beſchränkung der biſchöflichen Gewalt, das Inſtitut der Kreishauptleute. — Der Großherzog erklärt, daß er die alte Verfaſſung der Niederlande als vollkommen betrachte, daß ſie allen anderen Provinzen als Muſter dienen ſolle, wie er es mündlich und ſchriftlich der Kaiſerin Maria Thereſia 1770 erklärt habe. Er erkennt an, daß der Souverain nach der joyeuse entrée ſeiner Hoheitsrechte verluſtig werde, wenn er den beſchworenen Vertrag nicht hatte. Wenn dieſe Freiheiten angegriffen ſind, könne der Nachfolger nicht dafür verantwortlich ſein, und in ſeinem durch die Vorträge geſicherten, durch alle Mächte garantirten Erbfolgerecht nicht beſchädigt werden. Der Großherzog wünſcht aufrichtig ſich mit den Niederländern zu vereinbaren. Er weiß, daß der Souverain nichts anderes als das Wohl des Volkes

[1]) Vergl. le Grand, Révolution brabançonne, 140. Arendt 357. Ich theile den Inhalt nach den Memoiren Herzog Albert's mit.

anſtreben ſolle, daß er von ihm eingeſetzt und anerkannt nur durch das Geſetz und mit der Grundverfaſſung übereinſtimmend regieren und Abänderungen nur mit Zuſtimmung der Stände treffen könne; daß er nur eine jährliche Steuer, welche die Stände bewilligen, verlangen und jedes Jahr darüber Rechnung legen ſoll. Er bietet deßwegen den Ständen der Niederlande die volle Beſtätigung der joyeuse entrée und die beſonderen Privilegien einer jeden Provinz mit einer allgemeinen und vollkommenen Amneſtie. Keine der früher angeſtellten Perſonen ſoll ohne Zuſtimmung der Stände ihr Amt fortſetzen oder wiederangeſtellt werden, kein Fremder ſoll zu den öffentlichen Stellen zugelaſſen werden; für die Beſetzung der höheren wird den Provinzen ein Vorſchlagsrecht zugeſtanden. Die Generalſtatthalter ſollen Glieder der kaiſerlichen Familie oder geborne Niederländer ſein; ebenſo ſollen der Miniſter und der Armeekommandant Landeseingeborne ſein und dem Generalſtatthalter unterſtehen. Mit Bewilligung der Stände ſollen neue Regimenter errichtet, die Officiere auf Vorſchlag der Stände angeſtellt und befördert werden. Das Militär ſchwört dem Souverain und den Ständen Treue; ohne Einwilligung der Stände wird dasſelbe nicht außer Landes und im Lande ſelbſt nur zur Vertheidigung gegen äußere Feinde und zur Erhaltung der Ordnung, im letzteren Falle nur nach Aufforderung der Stände oder des Magiſtrats verwendet. In geiſtlichen

Angelegenheiten ſoll alles durch die Biſchöfe geordnet werden, ſie können ſich in National- oder Diöceſanſynoden verſammeln wie ſie wollen. Die Seminare ſollen nur unter ihnen ſtehen, von einem Generalſeminar wird keine Rede mehr ſein. Abteien, Kapitel, Gemeinſchaften, welche nicht aufgehoben ſind, ſollen fortbeſtehen; die Kirchenkaſſa bleibt unter ſtändiſcher Verwaltung. — Die Generalſtände konſtituiren ſich aus den Deputirten der einzelnen Provinzen und können ſich verſammeln wann ſie wollen, ohne eine Erlaubniß des Generalſtatthalters nothwendig zu haben. Der Souverain kann kein neues Geſetz ohne Einwilligung der Stände einführen; jede neue Verordnung muß bevor ſie Geſetzeskraft hat, von dem Provinzialrath einregiſtrirt werden, der zu dieſem Behufe des Gutachten der Stände einholt. Die Generalſtände haben das Recht, ſich zu jeder Zeit direct, ohne Vermittlung der Miniſter oder der Generalſtatthalter mit Bitten oder Beſchwerden an den Souverain zu wenden. Ohne ihre Einwilligung darf die Regierung mit Ausnahme des Ertrages der Domainen, kein Geld außer Landes ſchicken oder verwenden; die Einkünfte des Landes ſollen im Lande ſelbſt ausgegeben werden. Die Provinzialſtände leiten wie früher alle Angelegenheiten der inneren Verwaltung, ohne Einmiſchung der Regierung. Dieſe Bedingungen bietet Se. k. Hoheit den Ständen und läßt es ihnen frei, noch andere Sätze hinzufügen, um die Ruhe und Wohl-

fahrt des Landes zu ſichern und allen künftigen Souverainen den Eingriff in die Freiheiten des Landes unmöglich zu machen."

Man ſieht, wie verſchieden von ſeinem Bruder der Großherzog die Souverainetät aufgefaßt hat. Das Manifeſt lautet wie irgend eine Magna Carta, welche die Stände des Mittelalters den Fürſten abgetrotzt haben; nur ſind in dieſer modernen Form die Grenzen der fürſtlichen Macht und der Volksrechte viel ſchärfer und enger gezogen, als man dies in mittelalterlichen Freiheitsbriefen finden kann. Ohne Zweifel waren damit dem Stamm des alten Königthums die beſten Wurzeln abgehauen. So ſehr zur Zeit der ſpaniſchen und öſterreichiſchen Herrſchaft die fürſtlichen Vorrechte in Belgien geſchwächt waren, rechtlich waren ſie nicht begraben, und in der Hand eines weiſen Fürſten konnte Zweig nach Zweig wieder aufſprießen. Leopold ſchien jedoch geneigt, den beſten Theil der Macht, die er von ſeinen Vorfahren in den Niederlanden geerbt, hinzuopfern. Mit jener Erklärung trat er aus den ſubjectiven politiſchen Anſchauungen, die er ſeiner Schweſter in dem Januarbriefe vertraulich mitgetheilt hatte, auf das freie Feld einer thätigen Politik heraus, denn die Erklärung war für die Oeffentlichkeit beſtimmt und wurde mit wenig veränderten Stellen den Generalſtaaten mitgetheilt. Man erzählte damals, daß an jener Schrift ein niederländiſcher Edelmann einen wichtigen Antheil genommen habe,

ein Graf Merode-Weſterloo, der ſich 1789 viel in Florenz aufhielt und mit dem Großherzog Politik trieb [1]). Wie viel ſeine Berichte über die Stimmung und Hoffnungen der Belgier Einfluß gewonnen haben, iſt nicht zu beſtimmen, aber der Kern jener Grundſätze ruhte in Leopold ſelbſt. Er hatte am Hofe Maria Thereſia's für die Freiheit der Stände geſprochen und wandelte jetzt ganz auf der Bahn der Zeit. Man muß ſich erinnern, daß damals, ehe die Revolution ihre Schrecken offenbarte, ein großer Theil der Geſellſchaft Europa's: Hof, Adel, Geiſtlichkeit, Bürgerthum von ähnlichen Meinungen ergriffen waren, daß man in der Vernichtung des abſoluten Königthums, in der Begründung einer maßloſen ſtändiſchen Freiheit die Rettung der Monarchie und der Geſellſchaft erblickte. Herzog Albert ſchrieb in ſeinen Memoiren: „Ich geſtehe frei, daß ich und meine Frau in jener Zeit dieſe Principien theilten, daß wir aber in Folge der Ereigniſſe in den Niederlanden, in Frankreich und in anderen Ländern davon zurückkamen und die Falſchheit derſelben erkannten.“ Zeit und Umſtände brachten auch Leopold zu der Ueberzeugung, daß bei einer ſolchen Zerſplitterung der Hoheitsrechte eine feſte Regierung, eine monarchiſche Ordnung ſich weder in den Niederlanden noch ſonſt wo begründen laſſe.

[1]) Der Graf hat nach ſeiner Rückkehr die Freundlichkeit, die er von Leopold in Florenz und Piſa erfahren, ſchlecht vergolten. Seine Frau, eine leidenſchaftliche Brabanter Patriotin, zog ihn zur Gegenpartei.

Der Großherzog war während des Herbſtes 1789 und des darauf folgenden Winters in einer peinlichen Lage. Er erfuhr nichts Beſtimmtes von Wien weder über Politik noch über die Geſundheit des Kaiſers. Im October hatte er einen trockenen kurzen Befehl erhalten, ſich zur Abreiſe bereit zu halten [1]), aber er wußte nicht, ob ihn der Kaiſer zur Armee oder nach Wien berufe. Wochenlang blieb er in dieſer Ungewißheit. Sein Sohn Erzherzog Franz ſchrieb ihm aus Wien über die Geſundheit des Kaiſers nur Tröſtliches und doch hörte er, wie ſchlecht es um den Kaiſer ſtehe. Er ſelbſt litt an Nervenzuſtänden, Koliken und hatte den Schlaf verloren. Er glaubte in Florenz von Spionen umgeben zu ſein; er fürchtete, daß alle ſeine Briefe geöffnet würden. Alles, was er ſeiner Schweſter ſchrieb, empfiehlt er ihr als tiefſtes Geheimniß; manches Blatt iſt mit Citronenſäure beſchrieben. Jeder Brief wurde nur durch einen eigenen Courier abgeſchickt und war an den Kurfürſten Max oder an andere vertraute Perſonen adreſſirt. Jeden Moment konnte Leopold das Geſchick treffen, die Regierung zu übernehmen und er wußte nichts Beſtimmtes weder über innere noch äußere Verhältniſſe. Er hatte kein Recht, keinen Titel einzugreifen [2]). Nur einmal Anfangs Januar 1790 nahm er es auf ſich, an den

[1]) Leopold an Chriſtine 4. und 31. October 1789.
[2]) Leopold an Chriſtine, 4., 13., 24. und 31. October 1789.

Kaiſer zu ſchreiben und ihn zu überreden, den Verlangen der Ungarn nachzugeben. Am meiſten war ſein Blick auf die Niederlande gerichtet; er betrachtete ſie als ein unentbehrliches Glied Oeſterreichs und ſah, wie die Revolution ſich dort unter dem Schutze der fremden Mächte entfaltete und für den Augenblick ſiegte. Die Politik des Kaiſers mißbilligte er entſchieden im Beharren und Nachgeben, im Steigen und Fallen; die Sendung Kobenzl's hielt er für verſpätet, aber er hoffte doch noch das Land an Oeſterreich zurückzubringen [1]). Eine Woche vor dem Tode des Kaiſers erhielt er neuerdings den Befehl nach Wien zu kommen und als Mitregent an der Regierung Theil zu nehmen in derſelben Weiſe, wie Joſeph zur Zeit Maria Thereſia's [2]). Dazu hatte er keine Luſt; ſo lange der Kaiſer am Leben war, wollte er ſich weder mittelbar noch unmittelbar an den Geſchäften betheiligen. „Ich würde", ſchrieb er, „dadurch vor der öffentlichen Meinung und den fremden Höfen als Theilnehmer der Prjncipien des Kaiſers erſcheinen; ich würde dadurch Ruf und Vertrauen verlieren und der Regierung mehr ſchaden als nützen. In jedem Momente müßte ich mit dem Kaiſer in Widerſpruch kommen, das würde ſein Leiden nur vermehren,

[1]) Briefe vom 4. Januar, drei Briefe vom 17. Febr. 1790.

[2]) S. Maj. m'a fait appeler à Vienne et la poste suivante m'écrit qu' Elle voulait me dèclarer Corrégent comme il avoit été du tems de feu l'Impératrice. Brief vom 18. Febr. 1790.

und ich wäre gezwungen ſpäter alles zu widerrufen, was ich gethan." Er zittert vor dem März; Trauer und Betrübniß erfüllt ihn, wenn er daran denkt, welche große Pflichten ſeiner warten. „Ich ſoll", fügt er jenem Briefe hinzu, „die Regierung in dieſer Verwirrung antreten, das Chaos entwirren, während ich meine Familie und alles hier laſſe; bitte Gott, daß er mir die nöthige Stärke gebe, um alles nach ſeinem Willen zu enden" [1]). Da es gewiß war, daß der Kaiſer bald ſterben werde, gab er den Generalſtatthaltern beſtimmte Befehle, wie ſie in dieſem Falle handeln ſollten. Die Deklaration für die Generalſtaaten war den Briefen vom 17. Februar beigefügt; dieſe waren noch unterwegs, als die Nachricht vom Tode des Kaiſers nach Florenz kam.

„Ich ſchicke Dir dieſen Courier", ſchrieb der Großherzog am 2. März an Chriſtine [2]), „um Dir mitzutheilen, daß wir ſoeben die Nachricht vom Tode des Kaiſers und unſerer Schwiegertochter erhalten haben. Du kannſt Dir vorſtellen, wie beſtürzt und niedergeſchlagen wir ſind; den erſten Todesfall hatten wir vorausgeſehen, aber der andere kam ganz unerwartet. Ich war krank an Schnupfen, Fieber und nervöſen Koliken; ſie hielten mich noch acht Tage in Florenz zurück, ſonſt wäre ich bei dem Ereigniß zugegen geweſen. Nun be-

[1]) 18. Februar 1790.
[2]) Florenz 2. März 1790.

finde ich mich beſſer und reiſe Sonntags nach Wien ab. Du kannſt nicht glauben, wie ſehr meine Nerven angegriffen ſind und wie tief ich den Verluſt meiner Schwiegertochter betrauere. Ich hatte meine Hoffnung darauf geſtellt, daß ihre Geſellſchaft, ihr edles Herz, ihr Charakter mir Troſt gewähren würden; es iſt ein unerſetzlicher Verluſt für mich, für meine Familie, beſonders für meinen armen Sohn. Ich ſchicke Dir den Courier wegen der niederländiſchen Angelegenheiten; übergib den beiliegenden Brief meinem Bruder und ſchicke mir den Courier mit Deiner Antwort nach Wien zurück. Ich kann nur das wiederholen, was ich früher geſchrieben. Ich glaube, daß Graf Kobenzl ſeine Miſſion vollendet hat und nach Wien zurückkehren kann, um ſo mehr, weil er den Flamändern kein Vertrauen einflößt; vorausgeſetzt, daß ſeine Gegenwart nicht abſolut nothwendig iſt für irgend eine Angelegenheit oder Commiſſion, was ich nicht weiß. Du kannſt ihm wiſſen laſſen, daß er auf ſeinen Poſten in Wien zurückkehren ſoll. Das Conſeil, das er eingeſetzt, muß aufgehoben werden. Ihr müßt Acht haben und Euch nicht mit Perſonen des vorigen Miniſteriums umgeben, welches bei dem Publikum ſehr verhaßt war. Gebt General Bender in Luxemburg den Befehl, daß er mit ſeinen Truppen die Patrioten nicht angreife, ſondern ſich in der Defenſive halte, aber er ſoll ſie zurückwerfen, wenn er angegriffen wird. Man ſoll die Einwohner in Stadt

und Land nicht beläſtigen, und überall eine große Mäßigung an den Tag legen. Der Proceß d' Alton's ſoll, wenn er nicht ſchon im Verlauf iſt, begonnen werden; man kann ihm ſein Haus in Luxemburg als Arreſt anweiſen. Was die Niederlande anbetrifft, bediene Dich des Cornet de Grés; laſſe ihm wiſſen, daß ich ſeine Ehrlichkeit und Geſchicklichkeit zu ſchätzen weiß. Sorge dafür, daß er und alle Gutgeſinnten für eine gute Aufnahme des Memoires, das ich Dir mit dem letzten Courier ſchickte, wirken. Unterhandle direct und aufrichtig mit der Nation; bediene Dich keiner geringen Leute oder indirecter Mittel. Wende Dich an die Merode's, wenn ſie zurückgekehrt ſind, an die Urſel, an alle, welche Du für gutgeſinnt hältſt; verſprich jenen, welche in der Revolution thätig waren, Aemter und Belohnungen, wende alle Mittel an, um dieſe Provinz zurückzubringen, ſage, daß ich treu und aufrichtig handle, daß ich nichts anderes wünſche als ihr Wohl, ihre Ruhe. Trachte wenigſtens eine Provinz zu gewinnen, handle mit dem Eifer, mit der Klugheit, welche eine ſo wichtige Angelegenheit verlangt. Gib nur oft Nachrichten von Deiner Wirkſamkeit; ich hoffe Dich wiederzuſehen, vielleicht im Mai, wenn meine Familie nach Wien kommt. Ich habe meinem Bruder wegen der deutſchen Angelegenheit geſchrieben. Meine erſte Sorge wird ſein, Frieden zu ſchließen, jeden Krieg zu vermeiden, die fremden Höfe zu beruhigen, um dann beſonders für die

Niederlande und Ungarn wirken zu können; was das letztere anbelangt, habe ich bereits den Befehl gegeben, nach der hergebrachten Form den Krönungslandtag einzuberufen. Ich lege hier eine neue Abschrift des Memoires bei für den Fall, als die erstere verloren wäre."

Einen Tag später reiste Leopold von Florenz ab, ging über Mantua, Botzen und Klagenfurt und kam am 12. März in Wien an. In der Burg empfingen ihn die Herren vom Hofe Joseph's II.: die Fürsten Starhemberg, Dietrichstein, Graf Rosenberg und Kaunitz. Das Volk begrüßte ihn kalt, argwöhnisch; es war in den letzten Jahren in allen Hoffnungen ermattet, alles Vertrauens entwöhnt. Leopold selbst war durch den langen Aufenthalt seinem Vaterlande fremd geworden. Von dem inneren Bildungsgange, welchen das Volk in der Josephinischen Zeit durchgemacht, hatte er nur geringe Kenntniß; die Männer, die zu ihm kamen, erzählten nur von dem Haß der Parteien, von der Zerklüftung des öffentlichen Wesens. In Toskana kannte er die Kreise des öffentlichen Lebens bis auf den Grund. Hier war er an die Spitze eines Staates mit europäischen Interessen gestellt, eines Staates, der in einer Umbildung aller seiner Elemente begriffen war, eines Staates, der vor allen Ländern Europas eine eigenthümliche Zusammensetzung hatte, und in dem eben jetzt so viele widerstreitende Kräfte wild durcheinander wogten. Der Krieg mit den Türken dauerte fort, an der Grenze

ſtand eine preußiſche Armee zum Einfall bereit, das Bündniß mit Rußland war gelockert, Frankreich innerlich ſo zerfallen, daß es mehr ein gefährlicher Nachbar als ein Alliirter geworden. In Belgien hatte die Revolution alle Schranken durchbrochen, in Ungarn regte ſich der alte Unabhängigkeitsſinn und wurde von Preußen geſchürt und beſchützt. In Böhmen, Tirol, in ganz Oeſterreich wurden die alten, ſtändiſchen Beſtrebungen lebendig; man träumte ſich in einen Zuſtand der Dinge zurück, der von der Geſchichte längſt überſchritten war. Die Reichseinheit und politiſche Rechtsgleichheit, zu welcher Joſeph ſein Volk emporheben wollte, wurden als Sünde gegen das alte Recht Oeſterreichs, gegen die innere Wohlfahrt dargeſtellt. Es ſchien Leopold ein Chaos. „Ich fand alles in der größten Unordnung", ſchrieb er in den erſten Tagen ſeiner Regierung [1]); „ich habe Niemand, dem ich mich vertrauen, Niemand, der mir rathen kann; ſeit zehn Tagen bringe ich täglich zehn Stunden an meinem Tiſche in Arbeit zu, und komme nicht dazu, friſche Luft zu ſchöpfen." Die Arbeit häufte ſich. Leopold ſaß oft von früh Morgens bis Mitternacht an ſeinem Arbeitstiſche; er hatte kaum Zeit zu eſſen und verlor den Schlaf [2]). Niemand war ihm zur Seite, als der Erzherzog Franz; erſt im Mai kamen ſeine anderen

[1]) Leopold an Chriſtine, 15. und 19. März 1790.
[2]) Briefe vom 9. und 28. April 1790.

Söhne, ſpäter ſeine Frau und die Töchter. So ſtill war es in der Wiener Burg geworden; alle geſellige Freude ſchien erloſchen; die Huldigung der öſterreichiſchen Stände war die einzige öffentliche Feier. „In Wien," ſchrieb Leopold ſeiner Schweſter Chriſtine, „iſt es jetzt ſehr heiß, mehr als in Italien. Ich will den Harrach'ſchen Garten in der Vorſtadt kaufen, um dort mit meinen Kindern nach Tiſch friſche Luft ſchöpfen zu können. Der ſelige Kaiſer hat den Schönbrunner Garten, den im Belvedere, ſogar den kleinen Garten auf der Baſtei dem Publikum freigelaſſen, ſo daß ich keinen Ort habe, wo ich mit meinen Kindern ſpazieren gehen kann. Der Augarten iſt feucht und ungeſund. — Ich muß dieſes Jahr in der Stadt bleiben, während die Beamten, ohne die Wichtigkeit der Geſchäfte zu bedenken, auf's Land gehen. — Hier ſind die inneren Angelegenheiten in der größten Verwirrung; es fehlt mir an fähigen Leuten, alle Provinzen ſind in Aufregung; Provinzen und Städte, Adel, Kaufleute, Biſchöfe und Mönche verlangen Rechte und Privilegien, ſie gehen zurück auf die Zeit Karl's des Großen und wollen alles gleich. Dazu die Ungarn, deren Forderungen weit über die Conſtitution hinausgehen. Beklage mich; ungeachtet der außerordentlichen Anſtrengung leidet meine Geſundheit doch mehr durch den moraliſchen Druck als durch die Arbeit" [1]).

[1]) Briefe vom 27. Mai, 21. und 30. Juni 1790.

Wie Leopold ſich in ſeinen Briefen zeigt, geſcheidt und ruhig, nachgiebig und doch unerſchütterlich feſt, ſo nahm er die Regierung in Oeſterreich auf. Er trat ſo ganz wie die alten Habsburger Fürſten auf, welche ihre Ziele mit Feinheit und Ausdauer verfolgten, klug nachgaben und doch wieder die Dinge zu faſſen, zu ordnen wußten. In Oeſterreich hatte man ihm in den erſten Wochen wenig Neigung entgegen getragen, aber er verſtand es, Männer und Parteien zu gewinnen und neues Vertrauen um ſich her zu verbreiten. Er begann damit die Gährung im Innern durch Nachgiebigkeit zu löſen. Den Gedanken der Staatseinheit Oeſterreich's, welcher das Lebensziel Joſeph's geweſen, gab er auf, er hielt es für rathſamer die Bande der Centraliſation zu lockern; ebenſo ließ er das ſtarre abſolute Regime Joſeph's II. fallen und zeigte ſich geneigt, den unzufriedenen Adel und die Geiſtlichkeit zu befriedigen. Aber an der fürſtlichen Macht, wie ſie ſeine Vorfahren in ſchweren Kämpfen erworben, hielt er doch feſt und mit einer Zähigkeit, die man an ihm nicht vermuthet hätte. Den Ungarn hatte er ſchon auf der Reiſe nach Wien [1]) verſprochen, ihre ariſtokratiſche, feudale Verfaſſung wieder herzuſtellen. „Ich werde mich mit Geduld waffnen und in allem nachgeben, was gerecht und vernünftig iſt, aber darüber auch keinen Schritt", meinte er damals [2]).

[1]) 3. März 1790.

[2]) Brief vom 25. Mai 1790.

Als aber der ungariſche Landtag an dem beſten Kern der königlichen Prärogative zu rütteln begann und Rechte in Anſpruch nahm, die über ſeine altconſtitutionellen Befugniſſe weit hinausgingen, ſchrieb Leopold ſeiner Schweſter: „Lieber will ich meine Exiſtenz ganz auf's Spiel ſetzen, als das unterzeichnen, was man von mir verlangt.“

Auch in Böhmen und Mähren ward den ariſtokratiſch-ſtändiſchen Intereſſen nachgegeben. Es waren hier Tendenzen laut geworden, welche auf eine Herſtellung der ſtändiſchen Freiheit aus dem fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert hinausgingen. Aber Leopold war nicht gewillt in dieſen Ländern die Vorrechte der Krone, wie ſie Ferdinand II. und Ferdinand III. in ſchweren Kämpfen errungen hatten, preiszugeben. Er hielt die geſetzgebende Gewalt der Krone unbedingt aufrecht und erklärte, daß die Reſtauration der Stände nur nach dem Maß der Thereſianiſchen Zeit vollzogen werden könne. Die Staatsgewalt ſollte wie bisher der Träger alles öffentlichen Lebens ſein, ſelbſt in der Verwaltung ſollte nicht über das Jahr 1764 zurückgegangen werden. Im Verhältniſſe zur Kirche bewahrte er überall die ſtaatlichen Rechte; er ſtellte ſich da ganz und gar auf den ererbten Boden. Zwar wurde dem Klerus manche Erleichterung von dem Staatszwange Joſeph's II. gewährt, die Generalſeminarien verſchwanden, einzelne Klöſter erhielten ihre Güter zurück, aber vergebens hoffte

der Klerus die volle Reſtitution der Klöſter, die freie Verwaltung des Kirchenvermögens, die Loslöſung von der ſtaatlichen Oberaufſicht. „Ich thue für die Mönche alles, was ich kann", ſchrieb Leopold [1]), „aber die Autorität, die ſie einmal hatten, kann ich ihnen nicht wiedergeben."

Das Wichtigſte war ihm die Löſung der auswärtigen Verwicklungen. Ohne den äußeren Frieden war an eine Feſtigung der inneren Verhältniſſe nicht zu denken. Der Krieg mit den Türken nahm alles Einkommen des Staates und den größten Theil der Militärmacht in Anſpruch. Welche feindſelige Stellung Preußen in den letzten Jahren zu Oeſterreich eingenommen hatte, iſt in neueren Geſchichtswerken gründlich dargethan [2]). In der erſten Hälfte des Jahrhunderts hielten die preußiſchen Fürſten noch an den politiſchen Grundſätzen ihrer Vorfahren feſt, mit dem Kaiſer und dem Reiche zu gehen. Preußen und Oeſterreich ſtanden ſich wohl dabei. Friedrich II. hat dieſe Bande geſprengt. Sein ganzes Leben war voll Eiferſucht, Haß und Kampf gegen Oeſterreich. Mit ſcharfen Augen überwachte er die Politik Joſeph's II., die innere Kräftigung der Staatsgewalt, das Ausſchreiten für neue Erwerbungen. Der neue Herr Preußens, König Friedrich Wilhelm II., hielt, ſo lange er von Herzberg geleitet wurde, dieſe

[1]) An Chriſtine, 17. Juni 1790.

[2]) Häuſſer, deutſche Geſchichte, I. 220. Sybel, Geſchichte der Revolutionszeit, I. 173.

feindſelige Politik ein. Während Joſeph und Katharina Krieg gegen die Türken führten, wollte Preußen ſich an der Oſtſee vergrößern. Der Miniſter hoffte auf eine europäiſche Coalition gegen die Kaiſerhöfe. In dieſen Beſtrebungen wurde der Aufſtand in Belgien, die Gährung in Ungarn als erwünſchte Verbündete angeſehen. Es waren insgeheim Verbindungen eigenthümlicher Art im Gange und eine preußiſche Armee ſtand an der Grenze. Joſeph II. war noch in ſeinem Siechthum entſchloſſen, der kriegeriſchen Bewegung Preußens mit den Waffen zu begegnen, wie er es 1778 mit Friedrich II. aufgenommen hatte, Leopold entſchloß ſich zu verſöhnlichen Schritten. Einem Kriege mit Preußen war er grundſätzlich entgegen und in dieſem Augenblicke hielt er ihn für ein beſonders großes Unglück [1]). In ſeinem Bemühen, Oeſterreich von allen äußeren Feinden zu befreien, kam er wie in den inneren Verhältniſſen auf die alte Politik des Hauſes Oeſterreich zurück, mit den Seemächten gut zu ſtehen und den Frieden im Reiche, vornehmlich mit den erſten Gliedern desſelben zu erhalten. In den erſten Wochen ſeiner Regierung wandte ſich Leopold in einem offenen zutrau-

[1]) Je me flatte que la guerre avec le Roi de Prusse n'aura pas lieu, car ce seroit en verité un désastre pour la Monarchie dans un moment où l'on est épuisé d'hommes et d'argent de tous les côtés, où tout est renversé où bouleversé, tout le monde est mécontent. Leopold an Chriſtine, 19. März 1770.

lichen Schreiben an K. Friedrich Wilhelm ſelbſt, um ihn zum Frieden zu bewegen. Er gewann England und Holland für ſich, weil er die kühne orientaliſche Politik Joſeph's ganz fallen ließ. Er verlangte nichts anderes als den Stand der Dinge vor dem Krieg. Als Herzberg einen Tauſch vorſchlug, nämlich Danzig und Thorn an Preußen, an Polen das Land Galizien und dafür an Oeſterreich die kleine Walachei zu überlaſſen, ſprach ſich Leopold entſchieden dagegen aus und der engliſche Geſandte kam ihm zu Hilfe. Die Verhandlungen mit Preußen ſchleppten ſich durch Monate hinaus. Im April und Mai erwartete Leopold von Tag zu Tag die Entſcheidung über Krieg und Frieden. „Gott weiß was kommen mag", ſagt er in einem Briefe [1]); „wenn Krieg wird, ſo iſt das nicht meine Schuld, denn ich habe alles gethan um ihn zu vermeiden." Im Juni ſchien alles in's Stocken zu gerathen. So ſehr Friedrich Wilhelm II. zu einem friedlichen Vergleiche mit Oeſterreich geneigt war, die Hoffnung auf einen kleinen Erwerb, die Verbindung mit den ungariſchen Magnaten [2]) und Einflüſſe ganz eigenthümlicher Art ſchoben die Einigung immer weiter hinaus. Leopold beklagt ſich namentlich in mehreren Briefen [3]), daß der römiſche Hof durch

[1]) An Chriſtine, 14. April 1790.

[2]) La paix avancerait plus vite si le complôt des hongrois par leur négotiation n'engageait pas le Roi à la différer. 9. Juli 1790.

[3]) An Chriſtine, 2., 17. und 30. Juni 1790.

Lucheſini auf den König von Preußen wirke, um den Frieden und die Kaiſerwahl zu erſchweren. Durch Vermittlung der Seemächte und beſonders durch die Klugheit und Feſtigkeit des Kurfürſten von Sachſen kam endlich im Juli der Vertrag von Reichenbach zu Stande [1]). Er bezeichnet auf Jahre hinaus einen Wendepunkt der öſterreichiſch-preußiſchen Politik. Die beiden deutſchen Großmächte wurden wieder zu einander geführt. Es lag nur an ihnen, die alten Ueberlieferungen aufzunehmen und an das neue Bündniß eine Reihe gemeinſamer Beſtrebungen und großartiger Erfolge anzuknüpfen. Leopold hatte die Freundſchaft Preußens ehrlich geſucht und war bemüht ſie zu erhalten. Politiſche Grundſätze und die Nothwendigkeit des Augenblicks führten ihn dazu. Er hatte Urſache mit dem erſten Erfolge zufrieden zu ſein. Mit dem Vertrag von Reichenbach war der Friede mit den Türken geſichert, die ungariſche Bewegung fand keinen Nahrungsſtoff mehr, England und Preußen zogen ihre Hand von der belgiſchen Revolution zurück, das Land ſollte wie früher mit ſeiner alten Verfaſſung unter die öſterreichiſche Herrſchaft zurückkommen.

Alle Wege der Verſtändigung waren in Belgien verſucht worden. Die Generalſtatthalter hatten das Ma-

---

[1]) 12. Juli 1790. Leopold an Chriſtine vom 12. Juni 1790: Si nous avons la paix, nous la devrons à l'Électeur de Saxe et à son amitié, prudence, sagesse et fermeté, moi en personne je lui en aurai une obligation éternelle.

niſeſt [1]) Leopold's in den erſten Tagen ſeiner Regierung an die Stände geſchickt. Mehrere Stellen wie jene, welche die ſouveraine Gewalt des Congreſſes anerkannte oder jene, welche die Militärgewalt des Fürſten betraf, waren geſtrichen, aber der Vergleich, wie ihn der Fürſt des Landes bot, enthielt noch immer eine Freiheit, wie ſie die entſchiedenſte demokratiſche Geſinnung kaum vollſtändiger wünſchen konnte. Die Führer der Revolution verwarfen dieſe Vorſchläge ebenſo unbedingt wie alle früheren Anerbieten, welche die Generalſtatthalter ihnen ſchon im Januar gemacht hatten. Auch nachdem Oeſterreich ſeinen Frieden abgeſchloſſen und die Revolution jede Unterſtützung von Außen verloren hatte, glaubten die Leiter der Bewegung die politiſche Unabhängigkeit Belgiens behaupten zu können und waren entſchloſſen, den Kampf mit Oeſterreich aufzunehmen. Der politiſche Fanatismus kannte keine Grenzen mehr. Der Kardinal von Mecheln, der Biſchof von Antwerpen und andere Prälaten predigten gegen die kaiſerlichen Truppen eine Art Kreuzzug. In einem Hirtenbriefe des Biſchofs von Antwerpen kam der Satz vor: „Wer die Waffen ergreift, verrichtet eine Gott und den Menſchen angenehme Sache“ [2]). Mönche liefen von Dorf zu Dorf und Kapuziner ſtellten ſich mit Säbel und Crucifix in die Reihen der Frei-

[1]) Vom 17. Februar, in ſeiner zweiten Faſſung vom 2. März.
[2]) Memoiren Herzog Albert's.

willigen. Leopold kannte die belgischen Zustände genau; das Aufbrausen der Leidenschaften, die Abneigung der Geistlichkeit, Ziele und Kräfte der aristokratischen und demokratischen Partei. Verschiedene Agenten kamen zu ihm, aber er wies sie alle ab; er wollte mit keiner Partei, sondern nur mit der Nation verkehren. Nachdem der Nationalcongreß seine Vorschläge verworfen, gab er jede weitere friedliche Vermittlung auf. „Man kann", schrieb er, „nicht anders mehr tractiren als mit einer guten Armee; nichts als der Friede und 10.000 Mann können die Ordnung dort wieder herstellen." Seine Hoffnung war nur auf den Frieden gestellt. Als der Graf von der Mark bei Mercy in Paris für sich und seinen Bruder dem Herzog von Ahremberg die guten Dienste anbot, antwortete Leopold: „Das ist alles recht gut, aber das Wesentlichste ist der Friede." Anfangs August konnte er seiner Schwester bestimmte Resultate berichten: „England und Holland haben versprochen, die Niederlande zum Gehorsam zurückzubringen; sie finden es gerecht, daß ich Truppen schicke, und werden die Insurgenten nicht unterstützen; sie entsagen dem Barrieretractat, die Niederlande sollen als neutrales Land betrachtet, die ostendesche Compagnie nicht wieder hergestellt und das Fort Lillo an Holland abgetreten werden" [1]). Während der Unterhandlungen war er nur darauf be-

[1]) Leopold an Christine, 9. August 1790.

dacht, die Stellung, welche die Armee noch inne hatte, zu behaupten. Als Preußen seine Truppen aus Schlesien zurückzog, gab Leopold sogleich den Befehl, daß die Regimenter der böhmischen Armee in die Niederlande rücken sollten. Die Insurgenten standen an der Maas und erfochten Anfangs kleine Vortheile, als aber General Beaulieu von Limburg her anrückte, liefen ihre Haufen auseinander. Es zeigte sich, daß die Patrioten einer geordneten Armee nicht Stand halten konnten, und das Werk der belgischen Revolution binnen kurzem zusammenstürzen müsse.

Christine und Albert lebten zu dieser Zeit in Bonn. Nach der Abberufung des Grafen Kobenzl war die Leitung der niederländischen Angelegenheiten wieder ganz in ihre Hände gelegt. Der stille Friede, der in ihr Haus eingezogen, entfloh wieder. Boten kamen und gingen, die Kämpfe der Welt wirkten auf sie und sie auf die Welt. So sehr sie für die Herstellung der Stände in Belgien das Wort geführt hatten, die Schrift Leopold's vom 2. März erregte doch ihre Bedenken; im Einverständnisse mit dem Kurfürsten Max ließen sie die Stellen, welche das Recht und die Würde des Souverains zu sehr bloß stellten, aus und schickten das Manifest in dieser Form nach Brüssel. Mit Bekümmerniß erfuhren die Statthalter die wilde Kraft der Revolution, die Niederlage der ständischen Partei und die Rathlosigkeit der Männer, auf deren Treue und

guten Willen ſie noch gebaut hatten. Chriſtine war den Sommer über immer in einer wachſenden Aufregung. „Ich bitte und beſchwöre Dich“, ſchrieb ſie ihrem Bruder [1]), „ſchicke Verſtärkungen in's Land, denn der Tod iſt nicht zu vergleichen mit der Aufregung und dem Schmerz, alle guten und treuen Leute ſo verlaſſen zu ſehen.“ Beide nahmen ſich mit warmem Eifer der Intereſſen ihres Hauſes an. Sie hielten ihre Verbindungen aufrecht, ſtärkten die Hoffnung aller jener, die noch öſterreichiſch geſinnt waren, bezahlten die Truppen [2]) und berichteten an den Souverain Gutes und Schlimmes, wie es die Zeit mit ſich brachte.

Im September verließen Chriſtine und Albert ihren einſamen Haushalt in Poppelsdorf. Leopold hatte ſie eingeladen, der Kaiſerkrönung beizuwohnen. In Aſchaffenburg, wo er das Reſultat der Wahl erwartete, traf er mit ſeiner Schweſter zuſammen. Chriſtine hatte die Freude, die jungen Prinzen Karl und Leopold, den König und die Königin von Neapel wiederzuſehen. Letztere waren vor kurzem zur Vermählung ihrer Töchter nach Wien gekommen und begleiteten die Familie nach Deutſchland. Chriſtine trieb noch ein beſonderes Verlangen, den Kaiſer zu ſehen und zu ſprechen. Sie hatte den jungen Erzherzog Karl ſchon in Florenz lieb gewonnen und ihn nicht

[1]) An Leopold, 1. Auguſt 1790.
[2]) Chriſtine gab allein im März 1790 200.000 fl.

wieder vergeſſen. Der Erzherzog war der dritte Sohn des Kaiſers, damals neunzehn Jahre alt[1]), ein junger Herr, noch etwas ſcheu und verſchloſſen, aber voll Feuer, Geiſt und Talent und einer großen Zukunft gewärtig. Leopold willigte ein, daß Chriſtine den Prinzen an Sohnes Statt annehme und als künftigen Regenten der Niederlande zu ſich nehme. Die ganze Familie reiſte, nachdem der Herzog von Mecklenburg das Reſultat der Wahl berichtet hatte, nach Frankfurt. Chriſtine und Albert erlebten dort das alte, würdige Schauſpiel einer deutſchen Kaiſerkrönung[2]). Wie immer hatte ſich auch diesmal eine große Zahl Fremder eingefunden; die Kurfürſten von Mainz, Trier, Köln wohnten mit dem ganzen Zug ihrer Wagen und Garden der Feier bei. Mitten im Lärm und Gewühl der Feierlichkeit beſprach der Kaiſer mit Chriſtine und Albert die Principien, nach welchen ſie in den Niederlanden, deren Wiedereroberung nun mit Beſtimmtheit zu erwarten war, regieren ſollten. Die Statthalter waren der Meinung, daß man noch einmal die Herſtellung der alten Verfaſſung verſichern ſoll, dann aber ohne weiter mit den rebelliſchen Ständen zu unterhandeln, die Truppen einrücken laſſe. Leopold jedoch wollte, wie es der Vertrag von Reichenbach beſtimmte, die niederländiſche Angelegenheit zuerſt von dem

[1]) Geboren am 5. September 1771.
[2]) 9. October 1790.

Congreſſe im Haag ausgetragen wiſſen. Er notirte mit dem Staatsrath Spielmann, der im Gefolge des Kaiſers war, die wichtigſten Punkte des Manifeſtes, welches Graf Mercy den Miniſtern im Haag als das letzte Wort des Kaiſers an die rebelliſchen Stände mittheilen ſollte. Wenige Tage nach der Krönung reiſte Leopold mit ſeinen Söhnen und der königlichen Familie von Neapel nach Oeſterreich zurück. Chriſtine und Albert gingen zuerſt nach Coblenz. Chriſtine erkrankte dort an den Maſern, erholte ſich aber raſch, ſo daß der Herzog ſie nach Bonn führen konnte. Wieder kehrten ſie in das Haus zu Poppelsdorf ein, wo ſie ſeit ihrer Flucht ſo angenehm und friedlich gelebt hatten. Der Kurfürſt Max machte wie früher den freundlichen Wirth. Ende October reiſten ſie nach Wien. Der Kaiſer hatte ſie eingeladen, den Winter in Oeſterreich zuzubringen. Ein beſonderes Intereſſe dabei war, der Krönung in Ungarn beizuwohnen.

IX.

Rückkehr.

Nov. 1790 — März 1792.

Die Jahre 1790 und 91 bezeichnen für Oesterreich einen Wendepunkt seiner äußeren und inneren Politik. Nach der Josephinischen Sturm- und Drangperiode erfolgte unter Leopold II. eine Restauration, welche in der Verfassung ganz und gar auf die Theresianische Staatsform zurückging, in der Verwaltung den Stamm der Josephinischen Ordnung beibehielt und nur einzelne Wurzeln und Aeste derselben ausschnitt. In Deutschösterreich tagten von Provinz zu Provinz die alten Standschaften. Wie die alten Landesordnungen vorschrieben, erschienen die adeligen Herren, die geistlichen Würdenträger, nebenbei bescheiden und gedrückt die wenigen Repräsentanten der Städte und in Tirol die freie Bauernschaft. Die Ordnung, das Auftreten, selbst die Kleidung waren wie in alter Zeit, aber der Geist, der aus diesen Versammlungen sprach, war doch ein anderer als zur Zeit Leopold's I. oder Karl's VI. Alle ihre Beschwerden, Rechtsverwahrungen, Verhandlungen sind von dem Hauch einer neuen Zeit angeweht. Das alte Ständewesen ist darin überall mit den neuen Begriffen von Staat, Gesetzgebung und Verwaltung versetzt. Der Regierung

Leopold's war es vor allem darum zu thun, die volle ſouveraine Gewalt des Monarchen zu behaupten und die Bewegung möglichſt bald abzuſchließen. Mit etwas Klugheit, Feſtigkeit in dem Einen, Nachgiebigkeit in dem Andern gelang es ihr vollſtändig. Die Länder waren an Gehorſam gewöhnt, und ohne Widerſpruch fügten ſich Stände und Volk dem Kaiſer und ſeinen Geſetzen.

Schwerer wurde es Leopold der Bewegung in Ungarn Herr zu werden. Dieſe war nach den erſten Conceſſionen Joſeph's und Leopold's in eine Bahn gerathen, wo alles bunt durcheinander wogte. Eine Zeit lang bot Ungarn das Bild eines Landes, in dem alle Regierung aufgehört hatte und jeder ehrgeizige Mann Raum genug fand ſich geltend zu machen. Bis in die fernſten Winkel regte ſich der alte barbariſche Widerwille gegen jede Ordnung und eine nationale Antipathie, welche alles fremdartige Neue, mochte es noch ſo vortrefflich ſein, ausſtieß. Chriſtine und Albert, welche früher in dieſem Lande heimiſch waren, fanden als ſie im Winter 17$^{90}/_{91}$ wieder nach Ungarn kamen, eine fremde Welt. Sie mußten Reden hören, an die ſie zur Zeit ihres Regimentes nicht gewöhnt waren. Der Umſchwung der Meinungen war unverkennbar; ſelbſt äußerlich kündigte ſich dieſer an. Chriſtine war überraſcht, Herren und Frauen im ungariſchen Kleid zu ſehen, während früher die franzöſiſche Tracht allgemein war. K. Leopold vermochte nur mit viel Geduld und Feſtigkeit einen

Abbruch seiner königlichen Rechte zu verhindern. Erst der Friede gab ihm freie Hand und Sicherheit. Seine Briefe aus dieser Zeit sind wahre Leidensberichte.

Der Krönungslandtag war schon während der Reise nach Wien ausgeschrieben; Leopold versicherte den Ständen, daß er alle Beschwerden hören und nur nach den Grundgesetzen des Landes regieren werde; aber man legte sein Entgegenkommen als Schwäche aus, die Magnaten blieben in Verbindung mit dem preußischen Kabinet und wollten die Erbfolge wie die königlichen Rechte von einem neuen Vertrage mit der Nation abhängig machen. „Ich habe in allem nachgegeben — man behandelt mich wahrhaft unwürdig", schrieb Leopold an Christine [1]). Und später nach dem Vertrage von Reichenbach: „Dieser Friede ist der mindest schlechteste; wir verdanken dies den Intriguen der Ungarn, die immer in Korrespondenz mit dem König von Preußen waren, ihn von allem unterrichteten, mit einer allgemeinen Insurrection drohten, sich bewaffneten und alles thaten, um die Monarchie von Grund aus zu zerstören [2]). Der

[1]) Je leur ai cedé en tout — on m'y traite indignement. — Il s'opposent à tout et malgré toute mon extrême condescendance sément partout la révolte. Briefe L. an Ch. vom 4., 11., 21. April, 25. Mai, 2., 17., 30. Juni, 9., 20. August.

[2]) Nous la devons à la mauvaise foi et aux intrigues des hongrois, qui constamment en correspondance avec le Roi de Prusse l'informoient de tout, menaçaient une révolte générale, s'armoient et ont fait tout leur possible pour détruire de fond en comble la monarchie. 9. August 1790.

Landtag, der in Ofen von dem Judex Curiä Grafen Karl Zichy eröffnet wurde, war ſtürmiſch. Die Joſephiniſche Verwaltung ſollte in ihren Wurzeln vertilgt werden. Der Adel verlangte die volle Herſtellung ſeiner Rechte, die Ausſchließung der Fremden und Bürgerlichen von den Aemtern. Man griff die Regierung Maria Thereſia's und das Erbfolgerecht des Kaiſers an. Eine neue Verſicherungsacte ſollte die Rechte des Landes verbürgen und jeder Nachfolger daran gebunden ſein. Leopold verweigerte aber beſtimmt jede weitere Beſchränkung der ſouverainen Gewalt ſo wie jede Veränderung des Krönungsdiploms, welches Karl VI. und Maria Thereſia anerkannt hatten. Wegen der Erbfolge ließ er einfach erklären: Der Fiskal ſolle berichten, welche Strafen das Geſetz über jene verhänge, die über das Erbfolgerecht ſtreiten; die Namen werde er dann ſelbſt hinzufügen. Allmälig erhielt die gemäßigte Partei die Oberhand über die ausſchreitende Oppoſition, und als der äußere Friede ſichergeſtellt war, gewann die Krone alle Gewalt wieder, die ihr nach Recht und Geſetz gebührte. Der Landtag wurde nach Preßburg verlegt. Dort fand am 15. November in aller Ordnung und mit dem herkömmlichen Pomp die Krönung Leopold's ſtatt. Eine zahlreiche Geſellſchaft, der König, die Königin von Neapel, Erzherzog Karl, Chriſtine und Albert hatten ſich eingefunden. Alle waren in ungariſcher Tracht. Bei der Ständetafel wurde noch manche wüſte Rede gehört, aber der Landtag

nahm ein friedliches Ende. Der König bewilligte alle Verlangen der Stände. Verfassung und Verwaltung wurden wie sie unter Karl VI. und Maria Theresia bis 1765 bestanden, restaurirt und zeitgemäße Reformen von den Ständen abhängig gemacht. Dafür wählten die Stände einen Sohn des Königs, den Erzherzog Alexander Leopold zum Palatin. Der ungarische Adel war zufrieden gestellt und hatte auch alle Ursache dazu, denn in keinem Lande war er mit so freien, bevorzugten Rechten ausgestattet wie in Ungarn. Die politischen Kräfte des Mittelalters schienen hier zu neuem Leben erwacht.

So war in Oesterreich eine Restauration vollzogen, wie sie nur auf wenigen Blättern der Geschichte wieder zu finden ist. Deutschösterreich hatte seine provinziellen ständischen Vertretungen und eine centralisirte, rein staatliche Verwaltung, Ungarn seine aristokratische Verfassung und eine Verwaltung, welche sich in den Herrenrechten und in den kleinsten Körperschaften zersplitterte. Oesterreich war wieder zweileibig und die Entwicklung seines Gesammtlebens auf lange Zeit unterbrochen. Das Reich glich einem ehrwürdigen mittelalterlichen Gebäude, das von einem modernen Bau mit Säulen und Hallen umkleidet ist. Seine Grundmauer war fest, aber der Neubau nicht vollendet, und nur mit viel Kunst und Beschwerde gelang es, das Ganze unter Dach zu bringen.

Dieselbe kluge, nachgiebige und zugleich feste Politik zeigte Leopold II. in Belgien. Wie er es den Ständen

und den fremden Mächten verheißen, wollte er die Herrschaft nur in der alten Form und Beschränkung üben. Aber der Widerstand war hier zur Revolution gediehen. Diese zeigte selbst als sie auf keine auswärtige Unterstützung mehr rechnen konnte, einen solchen Trotz, daß sie nur mit den Waffen gebändigt werden konnte. Die Conferenz im Haag hatte das kaiserliche Manifest vom 14. October angenommen und dem belgischen Nationalcongreß zugeschickt. Alle Versprechungen, daß der Kaiser die alte Verfassung erhalten wolle, waren darin wiederholt; nur war beigefügt, daß eine Armee von 30.000 Mann einrücken werde, um nach Ablauf der Frist bis zum 21. November Gewalt anzuwenden. Der Kaiser forderte die Stände der verschiedenen Provinzen auf, sich zu versammeln und zu entscheiden, ob sie die legitime Autorität des Fürsten anerkennen und ihm auf die mitgetheilten Bedingungen den Eid leisten wollten. Die kaiserliche Botschaft wurde von dem Congresse in Brüssel verworfen. Er wurde bereits vom Volke terrorisirt. Auch den Waffenstillstand, welchen die Minister im Haag in Vorschlag brachten, hatte er abgelehnt. Die Mächte ließen nun dem Kaiser freie Hand. Der Congreß versuchte noch einen Weg, die Unabhängigkeit Belgiens zu retten. In einer stürmischen Sitzung am 21. November wurde der Erzherzog Karl zum Souverain und erblichen Großherzog der Niederlande ausgerufen. Die militärischen Anstalten waren aber bereits getroffen. Graf

Mercy ließ General Bender mit der österreichischen Armee vorrücken. Der Feldzug war kurz. Ein einziges Gefecht der Avantgarde bei Namur entschied den Sieg. Die Generalstaaten und ihre Regierung lösten sich auf, die Führer der Revolution retteten sich durch die Flucht. Am 2. December zogen die kaiserlichen Truppen in Brüssel ein. Die patriotische Armee verwehte wie Spreu, binnen kurzem hatten die Oesterreicher alle Provinzen und alle festen Plätze besetzt. Man überzeugte sich, daß die belgische Revolution keinen festen inneren Halt hatte. Auf dem Lande wie in den Städten nahm man den Wechsel der Herrschaft ganz ruhig hin. Unmittelbar nachher sandten alle Provinzen Abgeordnete in den Haag, um dem kaiserlichen Bevollmächtigten ihre Unterwerfung und Treue zu versichern. Am 10. December, dem Jahrestage des Brüsseler Aufstandes, wurde der Vertrag unterzeichnet, welcher Belgien wieder unter die Herrschaft des Hauses Oesterreich stellte. Den Belgiern wurde die alte Verfassung zugesichert, eine allgemeine Amnestie bewilligt, die Zusagen des Kaisers vom 14. October erneuert und der Besitz der Niederlande dem Hause Oesterreich von Preußen und den Seemächten garantirt [1]).

So endigte die belgische Revolution nach einer kurzen bewegten Zeit, welche viel Unheil, Leid und Noth über das Land gebracht hatte. Die revolutionäre Partei

[1]) Vgl. Arendt. 411.

fürchtete die Strenge des Fürsten, wie den Wechsel der Volksstimmung. Der Moment war geeignet, die Dinge so zu ordnen, daß sich kein Widerstand mehr befestigen konnte. Es fehlte nicht an Stimmen, welche den Kaiser aufforderten, das Recht der Eroberung geltend zu machen und ein neues Regiment aufzurichten, aber Leopold hielt sein fürstliches Wort und den Haager Vertrag aufrecht. Graf Mercy, dem einstweilen die Leitung der Regierung anvertraut wurde, erhielt den Auftrag, in Milde und Gerechtigkeit und streng nach der Verfassung vorzugehen.

Christine und Albert verbrachten den Winter in Wien zunächst nur im Kreise der kaiserlichen Familie. Die politischen Ereignisse, die Familienverhältnisse nahmen sie sehr in Anspruch. Christine fand nicht einmal Zeit, so mit den Freundinnen ihres früheren Lebens zu verkehren, wie sie es wünschte. Ein lieber Umgang war ihr immer die Fürstin Eleonore Liechtenstein. Die beiden Frauen bewahrten ihre Freundschaft in allem Wechsel der Verhältnisse. Die Fürstin hatte ein Jahr früher ihren Mann den Fürsten Karl Liechtenstein verloren und lebte in Wien sehr zurückgezogen. Eine neue, junge Welt war um sie alle her aufgewachsen mit neuen Formen, neuen Hoffnungen und Bestrebungen.

Christine und Albert sollten, nachdem die Ordnung in Belgien wenigstens äußerlich hergestellt war, wieder nach Brüssel zurückkehren und wie früher als Generalstatthalter die Regierung üben. Der Kaiser übertrug

ihnen wieder alle Gewalt der früheren Statthalter des Landes und wünſchte ihre Abreiſe ſobald als möglich. Ein Unwohlſein des Herzogs verzögerte dieſelbe bis in's Frühjahr. Der Kaiſer reiſte damals ſelbſt mit ſeinen Söhnen Franz und Karl, mit dem König und der Königin von Neapel über Venedig nach Florenz. Nach Oſtern verließen auch Chriſtine und Albert die Reſidenz. So heiter und ſorgenfrei wie 1781, als ſie das erſtemal in die Niederlande gegangen, blickten ſie nicht mehr in die Zukunft. Beide waren älter, an Täuſchungen reicher, an Hoffnungen ärmer. Die Stimmung in Belgien war ihnen zu gut bekannt, als daß ſie auf eine dauernde Ruhe, auf ein freundliches Entgegenkommen hoffen konnten. Sie reiſten diesmal durch Böhmen und Sachſen. Die Erzherzogin hatte gewünſcht, das Geburtsland ihres Mannes und ihre Verwandten am Dresdener Hofe kennen zu lernen. Der Herzog ſelbſt war ſeit fünf und zwanzig Jahren nicht in ſeine Heimat gekommen. Sie verlebten die erſten Maitage in Dresden und genoſſen alle Freude, welche ihnen dieſe freundliche Stadt und die Liebe der kurfürſtlichen Familie gewähren konnte. Die Moritzburg, der Geburtsort des Herzogs, Schloß Hubertsburg wurden beſucht. Der Herzog erinnerte ſich ſeiner Jugend und der prachtvollen Feſte, die einſt ſein Vater hier gegeben hatte. Die Prinzen Karl und Anton, die Gemahlin des letzteren begleiteten die Reiſenden bis Leipzig. Dort war eben Oſtermeſſe und ſie freuten ſich

an Handel und Wandel der Stadt. In Erfurt begrüßte ſie der Domherr von Dalberg: „Dieſer Halbgelehrte“, wie Herzog Albert ſchrieb, „der ſpäter eine ſo ſchmähliche Rolle ſpielte, für ſein Privatintereſſe die deutſche Sache an Napoleon verkaufte und einer der vorzüglichſten Hebel bei dem Sturze des deutſchen Reiches wurde.“ Er wurde ihnen nicht wenig läſtig durch ſeine aufdringliche Höflichkeit, ſein eitles Benehmen und ſein ungemeſſenes Selbſtlob. Er ſprach immer von ſeinen Verdienſten um deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft. Schon am zweiten Tage nach der Abreiſe von Erfurt trafen Chriſtine und Albert in Limburg im Kurfürſtenthume Trier ein. Der Regen hatte die Wege ſo verdorben, daß dreißig Ochſen ihren Reiſewagen kaum vorwärts bringen konnten. In Coblenz hielten ſie ſich nur kurz auf, ſondern gingen gleich nach Bonn. Dort empfingen ſie eine Deputation der Brabanter Stände, welche die Huldigung und Treue des Landes verſicherte. Die Generalſtatthalter ſprachen ſich offen und freimüthig aus, aber aus den Mienen einiger Herren konnten ſie erkennen, daß man ihrer Ankunft nicht freudig entgegenſah und nur der Gewalt nachgegeben hatte. „Ich bin,“ ſchrieb Chriſtine damals nach Wien [1]), „an der Grenze meines Wanderlebens, das ich ſeit zwanzig Monaten führe, aber hier in einem angenehmen Aſyl, wo ich

[1]) An Eleonore Liechtenſtein. Bonn, 31. Mai 1791.

mich der Freundſchaft meines guten Bruders erfreue. In den erſten Tagen des nächſten Monates werden wir unſere peinliche Laufbahn wieder beginnen; ſie iſt dornenvoller als ſonſt. Wie zur Strafe meiner Sünden ſind die Niederlande überſchwemmt mit Franzoſen aller Art. Denken Sie ſich an unſere Stelle; welch' angenehme Ausſicht!" Auf ihrer Weiterreiſe kamen ſie nach Aachen, wo ihnen die Generale Brown und Lilien viel von Brüſſel und dem Leben daſelbſt erzählten; dann durch die Provinz Limburg, die mit Luxemburg dem Kaiſer treu geblieben war. Das Volk lief auf den Straßen zuſammen und begrüßte ſie mit freudigen Rufen; die Stände gaben ihnen das Geleit bis an die Grenze ihrer Provinz. In Tirlemont, dem erſten Heerde der Revolution, kam ihnen Graf Mercy entgegen. Er berichtete, daß alles im beſten Gange ſei und daß ſie nur die letzte Hand anzulegen brauchten, um alles nach dem Wunſche des Kaiſers zu ordnen. Am 15. Juni kamen die Statthalter in Brüſſel an. Wie vor zehn Jahren ſtiegen ſie vor dem Löwener Thore ab und hielten ihren feierlichen Einzug in die Gudulakirche, wo der Kardinal den Segen ſprach. Am Abend war die ganze Stadt beleuchtet und im Theater begrüßte man die Regenten mit lautem Zuruf. Den nächſten Tag empfingen ſie die verſchiedenen ſtändiſchen Körperſchaften; aber das Wiederſehen und das Geſpräch blieb kalt; man merkte

es den Herren an, wie ungern ſie erſchienen, und wie zähe ſie in dem alten Widerſtande beharrten.

Die Generalſtatthalter fühlten die ganze Schwierigkeit ihrer Lage. Die Revolution hatte alles umgeſtürzt; das Alte war morſch, das Neue ohne Wurzel. Es war noch lange nicht alles „im beſten Gange", wie Mercy berichtet hatte. Vorerſt nahmen die Statthalter die Huldigung der Stände entgegen. In Brüſſel fand dieſelbe am 30. Juni ſtatt. Die Stände waren hier in der erſten Verhandlung auf die alten Beſchwerden zurückgekommen und wollten Bedingungen ſtellen. Auf den Rath Mercy's gingen die Statthalter darüber hinaus. Im Sommer reiſten ſie von Provinz zu Provinz. In Gent, Mons, Mecheln wurde die Huldigung in aller herkömmlichen Feier vollzogen. In Oſtende, in ganz Weſtflandern ſprachen die Leute ganz offen ihre Freude über das Aufhören des ſtändiſchen Regiments aus. In Namur dagegen beging das Volk bei der Einfahrt der Statthalter ſolche Exceſſe, daß Bürgermeiſter und Rath Abbitte leiſten mußten. In Luxemburg wurde ihnen der herzlichſte Empfang zu Theil. Die Stadt wurde beleuchtet, die Bürger gaben öffentliche Eſſen und brachten die Geſundheit des Kaiſers aus. Auch Geldern hatte ſich von der Revolution frei gehalten; das Volk war dort beſonders gegen die Stände erregt; einige Herren wurden auf der Straße inſultirt. Die Statthalter machten einen Ausflug nach Ruremonde und Thorn, um des Herzogs

Schweſter Kunigunde zu beſuchen und kehrten dann nach Brüſſel zurück. Sie thaten alles Mögliche, um die Nation zu verſöhnen und die Regierung in die alte feſte Bahn zu bringen. Sie waren liebenswürdig gegen Jedermann, ließen ſich von Allem Bericht erſtatten, vermittelten wo ſie konnten. Mercy hatte darauf gedrungen, daß alle Aemter wie vor der Zeit Kaiſer Joſeph's II. eingerichtet würden. Die Stellen ſollten ſobald wie möglich beſetzt werden. Krumpipen trat wieder ein. Als bevollmächtigter Miniſter kam Graf Metternich [1]) in's Land. Er wurde von Leuten überlaufen, welche eine Anſtellung ſuchten und ſich auf ihre gute Geſinnung, auf ihre Opfer für das Haus Oeſterreich beriefen. Kaiſer Leopold billigte alle Vorſchläge des Gouvernements und hoffte alles Gute. „Alles wird ſich arrangiren, wie ich es vorausgeſagt", ſchrieb er ſeiner Schweſter. Der Zwieſpalt zwiſchen der Regierung und den Ständen ging aber zu tief, als daß man eine dauernde Ruhe, eine feſte Ordnung erwarten konnte. Dieſer Zwieſpalt lag in den Perſönlichkeiten wie in den Principien. Die ſtändiſchen Körperſchaften wollten nicht allein ihren Antheil an

[1]) Graf Georg Metternich, Vater des berühmten Staatskanzlers, früher kurtrier'ſcher Geſandter in Wien, trat in öſterreichiſche Dienſte, wurde geheimer Rath, Geſandter an den geiſtlichen Kurhöfen, dann bevollmächtigter Miniſter in Brüſſel; nach dem Verluſt der Niederlande lebte er in Wien und ſtarb 1818. Er hatte ſeine Frau und drei Kinder in Brüſſel, bezog 30.000 fl., „iſt aber damit nicht zufrieden," wie der Kaiſer ſchrieb.

der geſetzgebenden Gewalt, ſie wollten auch mit regieren; ſie ſprachen alle Gewalt an, die ihnen das Herkommen, die Schwäche der Fürſten und eigene Willkür in früheren Zeiten eingeräumt hatten. Bei dem erſten Schritte, welchen die Regierung machte, um die oberſte Verwaltung in Brabant zu ordnen, brach der alte Streit wieder aus.

Das Brabanter Conſeil hatte, wie es vor der Revolution beſtand, die Beaufſichtigung und Leitung aller Staatsangelegenheiten. Es betrachtete ſich als die vornehmſte Stütze, als den Wächter der ſtändiſchen Freiheit und ſtand von Anbeginn gegen alle Joſephiniſchen Reformen in Oppoſition. Trautmannsdorf hatte den Rath aufgelöſt und als oberſten Gerichtshof eine neue Behörde eingerichtet. In der Revolution conſtituirten die Stände ſogleich wieder das Conſeil mit ſeiner früheren Gewalt und beſetzten es mit Männern ihrer Partei. Graf Mercy verkehrte anfangs mit demſelben, fand aber für nöthig, mehrere Glieder, welche der Revolution gehuldigt hatten, auszuſchließen. Die Stände fanden darin eine Verletzung ihrer Verfaſſung, beriefen ſich auf die Haager Convention, verweigerten die Steuern und ſchickten Agenten nach Wien, um beim Kaiſer ihr Recht hervorzuheben. Endloſe Berathungen fanden darüber ſtatt. Gewiß war es von der Regierung wie von den Ständen unklug, in dieſer Zeit, wo in Frankreich die alte Monarchie zuſammenſtürzte, wo die Wirkung davon durch ganz Europa nachzitterte,

wo der Krieg vor der Thüre ſtand, den alten Streit über dieſe adminiſtrative Frage anzuregen. Kaiſer Leopold gab ſeiner Schweſter den Auftrag, ſtreng an der Verfaſſung feſtzuhalten, alle Gelegenheit zur Unzufriedenheit zu vermeiden, aber in geſetzlichen Beziehungen nicht nachzugeben. Vor den Ständen hatte er keine Scheu; er wußte wie ſehr die demokratiſchen Ideen die Stimmung im Lande verändert hatten. „Die Stände verweigern die Subſidien," ſchreibt er ſeiner Schweſter, „aber ich werde mit ihnen ein Ende machen; ich habe alles gethan, was Pflicht und Gewiſſen verlangen; ich habe alle mögliche Sanftmuth und Mäßigung bewieſen, ich habe alle verfaſſungsmäßigen Pflichten eines Herzogs von Brabant erfüllt, aber wenn das alles nicht genügt, werde ich mit ihnen zur Gewalt ſchreiten. Sie ſollen das Volk gegen ſich haben und meine Truppen." Aber er wünſchte doch, jede Revolte zurückzuhalten, um den franzöſiſchen Demokraten keine Urſache zum Kriege zu geben. Er wußte, daß in Lille und Breda Comité's beſtanden, jenes unter van der Merſch, dieſes unter van der Noot. Sie konnten über vier Millionen Gulden und 60.000 Gewehre verfügen und warteten nur auf einen geeigneten Moment zu einer neuen Erhebung [1]). „Ich erkenne den Stand der Dinge bei Euch", ſchrieb

[1]) Leopold an Chriſtine, 5. September 1791.

der Kaiſer zu Ende des Jahres [1]); „ich bin überzeugt, daß weder Preußen noch Holland, welche jetzt in Treue zu uns halten und die Verträge unterzeichnen wollen, ſich einmiſchen; vielleicht wirkt England unter der Hand, jedenfalls ſind es aber die Franzoſen und das Comité in Lille. Ich bin überzeugt, daß die Geiſtlichkeit unter der Hand die Stände aufregt, ſich allem zu widerſetzen, um die Vonckiſten nicht aufkommen zu laſſen und ihre vollſtändige Niederlage zu verhindern, wenn das franzöſiſche Syſtem eingeführt würde. Ich bin überzeugt, daß van der Noot, van Eupen, van der Merſch, Vonck, die Barnaves und alle übereinſtimmen. Eine Exploſion wird erwartet; man muß auf der Hut ſein, keine Gelegenheit geben, wenn ſie aber ausbricht, die Bewegung mit militäriſcher Strenge unterdrücken."

Bei dieſen Verhältniſſen konnten Chriſtine und Albert in Brüſſel nur ein unbehagliches Leben führen. Es fehlte ihnen der gute Rath, die Unterſtützung ſelbſt in der nächſten Umgebung. Bender wurde auf den Tod krank, Mercy litt ſo an der Gicht, daß er kaum ſchreiben konnte. Zu Metternich hatten ſie wenig Vertrauen. „Er war", ſagt Herzog Albert, „voll Eiferſucht auf die Autorität der Statthalter, und in den neuen Wirkungskreis nicht eingewöhnt; nie ſprach er ſich entſchieden und feſt gegen die Stände aus; er entfernte Männer,

[1]) Leopold an Chriſtine, 31. December 1791.

welche alles Vertrauen verdienten, wie den Baron Fölz, den Chriſtine zum Staatsſecretär ernannt hatte.“ Das häusliche Glück der Erzherzogin erhielt einen neuen Reiz durch den jungen Erzherzog Karl, der damals in Brüſſel ſeine Lehrjahre durchmachte. Es iſt erwähnt worden, daß Chriſtine in Aſchaffenburg und Frankfurt es ſich vom Kaiſer erbeten hatte, den Prinzen adoptiren und für ſeine künftige Stellung als Gouverneur der Niederlande vorbereiten zu dürfen. Erzherzog Karl blieb im Winter 1790 noch in Wien, begleitete ſeinen Vater nach Italien, war in Ofen, um ſeinen Bruder als Palatin einzuführen, beſuchte dann die böhmiſchen Feſtungen und kam im Sommer 1791 nach Belgien. Chriſtine und Albert waren ihm auf ſeiner Reiſe bis Thorn entgegen gefahren. Sie führten ihn in Brüſſel ein, ſorgten für ſeine Ausſtattung, ſeinen Haushalt, ſeine Lehrer und Gefährten. Baron Chriſtoph Bartenſtein, Finanzrath in Brüſſel, unterrichtete ihn in der Adminiſtration, Oberſt Lindenau, Chef des Generalſtabs, in den Kriegswiſſenſchaften. Oberſt Warensdorf, der den Erzherzog auf ſeiner Reiſe begleitet hatte, wurde wegen ſeiner rohen Formen zurückgeſchickt. Chriſtine beſtimmte den Grafen Maldeghem, einen fein gebildeten Edelmann, zu ſeinem Oberſtſtallmeiſter, den jungen Grafen Philipp Grünne zum Kämmerer. Den letzteren hatte der Herzog aus ſeinem Regimente ausgeſucht, der Kaiſer hatte ihn als einen unterrichteten jungen

Mann und guten Officier empfohlen. Der junge Erzherzog beschäftigte sich eifrig mit seinen Studien. Die Statthalter führten ihn in die Rathssitzungen ein und ließen ihn an allen Verhandlungen mit dem Minister theilnehmen. Bescheiden und taktvoll fand er sich bald in seine neue Stellung und erwarb durch sein Talent wie durch sein Gemüth die volle Liebe seiner Tante.

Christine und Albert verlebten Sommer und Winter 1791 in Einsamkeit und Traurigkeit. Die Erzherzogin war von dem Schicksale ihrer unglücklichen Schwester, der Königin von Frankreich, tief ergriffen. „Ich habe", schrieb sie an ihre Freundin [1]), „seit dem Tod meines angebeteten Vaters und meiner Mutter kein größeres Leid erfahren, als die Nachricht von dem unglücklichen Schicksale meiner armen Schwester. Sie werden wissen, daß sie kaum vier Meilen weit von der Grenze gefangen genommen wurde; wenn sie einen anderen Weg eingeschlagen hätte, wäre sie gerettet gewesen, wie Monsieur und seine Frau. Ich bin untröstlich über meine unglückliche Schwester und ihre unschuldigen Kinder." Die Grafen von der Provence und Artois hatten Paris vor der Flucht des Königs verlassen und waren von verschiedenen Seiten nach Brüssel gekommen: der eine am 22., der andere am 25. Juni. Christine und Albert sahen einige der französischen Emigranten

[1]) An die Fürstin Eleonore Liechtenstein, 25. Juni 1791.

wegen ihrer Bildung und ihres ehrenhaften Charakters sehr gerne, aber die königlichen Prinzen und ihre lärmende Umgebung brachten sie in große Verlegenheit. Diese betrachteten sich wie auf heimischem Boden. Der Graf von der Provence verlangte gleich Anfangs einen Saal im Schlosse, um den französischen Adel zu empfangen. Während der Rundreise der Statthalter hielt er einen förmlichen Hof und benahm sich, nachdem der König gefangen war, als Regent von Frankreich. Die Generalstatthalter waren herzlich froh, als die Prinzen nach Coblenz wanderten. Kaiser Leopold wünschte ihnen Glück, von diesen Gästen befreit zu sein. Er war den Emigranten nicht geneigt. Schon früher hatte er einmal seiner Schwester geschrieben, nichts zu glauben, was die Franzosen berichten und besonders nur die Hälfte von dem, was der Graf von Artois sagen würde[1]).

Kaiser Leopold verhielt sich zur französischen Revolution so kühl und nüchtern, daß er gleichmäßig von Jakobinern und Royalisten verurtheilt wurde. Erst in neueren geschichtlichen Werken ist seine Politik mehr beleuchtet und gewürdigt[2]). Leopold sah in der ersten

[1]) Mailand, 7. Juni 1791.

[2]) Häusser, deutsche Geschichte I. 288 f. Sybel, Gesch. der Revolutionszeit I. 276 f. Die Forschung über die Geschichte jener Jahre ist damit nicht abgeschlossen. Beide Historiker haben zunächst aus preußischen Quellen geschöpft. Sybel's Angaben werden durch die hier mitgetheilten Briefe in manchem berichtigt, namentlich das, was er I. „Pillnitz" 300 f. über Oesterreich sagt.

Entwicklung der Revolution nur eine innere Angelegenheit Frankreichs und war nicht geneigt, deßwegen seine Interessen auf's Spiel zu setzen. Es war in seinem eigenen Lande genug zu ordnen. Die Bewegung im Innern war kaum zum Stillstand gebracht, das Zerwürfniß im Orient noch nicht völlig beigelegt. Aus Grundsatz und Interesse hielt sich der Kaiser von jeder thätigen Einmischung in eine Veränderung der französischen Staatsform fern. Einen Moment brachte ihn die Bedrängniß der königlichen Familie in Bewegung. Er hatte der Königin jeden Fluchtversuch abgerathen, gab dann nach und war bereit im Fall des Gelingens dem König als Bundesgenosse ein Hilfskorps zur Verfügung zu stellen, jedoch ohne weiteren Anspruch und ohne Verpflichtung. Als Ludwig XVI. wieder an der Spitze der Regierung stand, nahm der Kaiser seinen Grundsatz wieder auf, daß nur das gesammte Europa der Revolution entgegentreten könne. Selbst die Pillnitzer Convention bezeichnete die Herstellung der Ordnung in Frankreich als eine von ganz Europa abhängige Frage: nur im Falle der Mitwirkung aller europäischen Mächte wurde eine thätige Einmischung in Aussicht gestellt. Leopold erkannte in Frankreich keine Partei, sondern nur den König mit der Nation. Wie Marie Antoinette war er der Meinung: Kein Bürgerkrieg, kein Angriff der Emigration und wenn es irgend möglich ist, kein auswärtiger Krieg. Besonders war er gegen die ausschreitenden habsüch-

tigen Pläne der königlichen Prinzen und aller Emigranten. Er gestattete ihnen einen friedfertigen Aufenthalt, aber er duldete keine bewaffnete Rüstung und jede Bundesgenossenschaft mit ihnen wies er zurück.

Seine Briefe an Christine enthalten so viel über seine persönliche und politische Stellung zur Revolution, daß wir einiges daraus mittheilen.

Im Frühjahre 1791 war der Kaiser nach Italien gereist, um seinen zweiten Sohn in die Herrschaft von Toskana einzuführen. Die milde Luft, die Freiheit der Bewegung, der Wechsel des Lebens thaten ihm wohl. Als Christine zur Rückkehr drängte, antwortete er[1]: „Du hältst meine Heimkehr für unbedingt nothwendig, aber die Geschäfte leiden in meiner Abwesenheit nicht einen Moment. Eine Reise wie die meinige kann man nicht wie ein Courier in acht Tagen zurücklegen. Wenn man so gearbeitet hat, wie ich in den letzten dreizehn Monaten, wenn man den Kelch der Unannehmlichkeiten und des Verdrusses aller Art wie ich bis auf den Grund geleert hat — ist es wohl billig, einige Monate frei zu haben, um die zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, die gedrückte Laune zu zerstreuen, neue Kräfte zu sammeln, und um überhaupt nicht unterzugehen."

In Florenz litt er an Halsweh und Husten, so daß er drei Wochen das Zimmer hüten mußte. Anfangs

[1]) Florenz, ohne Datum. Christine erhielt den Brief in Dresden den 13. Mai.

Juni kam er nach Mailand. Von dort traf er ſeine Anordnungen für die Flucht des Königs, ging dann nach Padua und erwartete mit Ungeduld die erſte Nachricht über die Flucht und die Begebenheiten, die ſich daran knüpfen würden. Briefe aus Turin, Savoyen und Genua berichteten, der König ſei glücklich nach Metz entkommen. Der Kaiſer ſelbſt glaubte daran. Sogleich ſchrieb er nach Brüſſel[1]: „Meine theure Schweſter, lieber Schwager! Ich ſchreibe euch beiden wegen der Wichtigkeit des Gegenſtandes. Du verlangſt meine Intentionen über die franzöſiſchen Angelegenheiten zu wiſſen. Hier ſind ſie. Ich hatte mit dem Grafen von Artois unterhandelt, um ihn zu vermögen, ſein Vertrauen auf mich zu ſetzen und um ihn von einem Unternehmen abzubringen, welches die Sicherheit und das Leben des Königs wie der Königin ohne irgend einen Nutzen gefährden könnte. Es gelang mir. Ferner unterhandelte ich mit Spanien, Sardinien, der Schweiz, mit dem Reiche und dem Könige von Preußen für eine Erklärung und ein gemeinſchaftliches Handeln, wenn es in Frankreich zu Gewaltſtreichen kommen ſollte. Das alles war gethan. Die Flucht des Königs, ſein Anhalten in Varennes, die Art, wie er befreit wurde, ſein Aufenthalt in Metz, die Ankunft der Königin und ihre Familie in den Niederlanden, alles das ändert die Verhältniſſe ganz und gar. Ich habe

[1]) An Chriſtine und Albert, Padua, 5. Juli 1791.

nun nichts mehr mit dem Grafen von Artois auszumachen, nichts mehr mit ihm zu thun. In dieſem Moment iſt der König frei. Er hat gegen alles, was geſchehen iſt, Proteſt eingelegt. Ich kenne jetzt nur den König, ich bin ſein Verwandter, Freund und Alliirter und will ihn mit all' meiner Kraft, nach meinem ganzen Vermögen unterſtützen [1]). In der Beilage findeſt Du die Befehle, die ich heute deßwegen an Mercy ſchicke. Ich gebe Dir die Vollmacht, alles dies dem Könige und der Königin mitzutheilen. Laſſe ihnen wiſſen, daß ſie jede Summe Geld, die ſie nöthig haben, aus meinen Kaſſen erheben, jedes Anlehen auf meinen Namen und Kredit machen können. Meine Befehle dafür ſind gegeben. Ich bevollmächtige Dich, dem Marſchall Bender und allen Generalen zu befehlen, daß die Truppen ſich in Bewegung ſetzen, an die Grenze rücken und ſelbſt in Frankreich einmarſchiren, wenn der König es wünſchen ſollte, aber nur auf ſein Verlangen als alliirte Truppen. Sie ſollen immer getrennt bleiben und von keinem franzöſiſchen Officier kommandirt werden, auch wenn es ein Prinz von Geblüt oder der Graf von Artois wäre; nicht ein Piquet ſoll von Franzoſen befehligt werden. Du kannſt alle Dispoſitionen treffen; ich behalte mir nur vor, weitere Befehle zu ſchicken. Ich theile Dir

[1]) Je ne connois donc plus que le Roi, je suis son parent, ami et allié et veux le sécourir et seconder de toutes mes forces et pouvoir.

mit, daß ich Spanien, Sardinien und die Schweiz aufgefordert habe, dasſelbe zu thun, daß ich mein Geſuch beim Reiche erneuern werde, und daß ich ſicher bin, im Falle der Noth heſſiſche Truppen und die Preußen von Weſel zu haben. Was die Königin und die königliche Familie betrifft, ſo erſuche ich Dich, für ſie und ihre Umgebung alles vorzuſorgen, ihnen alle Bequemlichkeit und Annehmlichkeit zu verſchaffen; gehe ſelbſt nach Luxemburg zu der Königin, wenn ſie es nicht vorzieht, nach Brüſſel zu kommen. Das iſt alles, was ich Dir für den Moment ſagen kann. Ich bitte Dich, mir direct nach Wien zu berichten; ich reiſe noch heute ab. Sei überzeugt von meiner Anhänglichkeit u. ſ. w.“

Noch am ſelben Tage, nachdem dieſer Brief abgeſchickt war, kam von dem Kurfürſten Clemens aus Trier die Nachricht, daß der König auf der Flucht gefangen ſei. Der Kaiſer war tief erſchüttert. Im Eindruck dieſer Ereigniſſe erließ er am 6. Juli ein Rundſchreiben an alle Mächte, worin er ſie nachdrücklich zur Errettung Ludwig's aufforderte; zugleich wandte er ſich an die Kurfürſten von Trier und Köln, um jeden Handſtreich der Emigranten zu verhindern [1]). Er ging dann über Trieſt nach Wien. Dort erhielt er Briefe von Mercy, welche die unglückliche Kataſtrophe und die nächſten Ereigniſſe in Frankreich berichteten. Wenige

[1]) Leopold an Chriſtine, Padua 6. Juli 1791.

Tage vor seiner Abreise nach Böhmen traf plötzlich und unerwartet der Graf von Artois in Wien ein[1]). Er verlangte Truppen, den offenen Krieg gegen Frankreich und die Anerkennung des Grafen von der Provence als Regenten. Der Kaiser zeigte ihm eine empfindliche Kälte. „Er geht auch nach Dresden und Pillnitz," schrieb er an Christine, „aber ich begreife nicht, was er dort will; ich glaube nicht, daß alles so rasch geht, als er glaubt." Mehr als je nahm Leopold den Gedanken wieder auf, daß man nur im Sinne und mit der Hilfe von ganz Europa gegen die Revolution vorschreiten könne; mehr als je beschäftigte ihn das Bündniß mit Preußen, an dem er seit seinem Regierungsantritte mit aller Zuvorkommenheit und mit aller Feinheit seines Wesens gearbeitet hatte. „Man kann jetzt nicht anders handeln, als im Einverständniß mit allen Höfen," sagte er in einem Briefe[2]); „durch eine gemeinsame Erklärung in einem Vertrage oder bei einem Congresse muß bestimmt werden, wie man gegen Frankreich vorgehen und ob man zur Gewalt schreiten soll. Ich erwarte die Antwort auf meine Vorschläge von Spanien und England, unterhandle mit den anderen Mächten, schließe Frieden mit den Türken und arbeite an einer Convention mit dem König von Preußen, mit Rußland und England, welche für lange Zeit alle Kriege ver-

[1]) Am 20. Juli, nicht wie Sybel I. 310 sagt, am 20. August.
[2]) An Christine, 30. Juli 1791.

hindern und den „Fürſtenbund" vernichten wird; die letzte Hand will ich am 29. Auguſt anlegen, wo ich in Pillnitz mit dem Könige von Preußen zuſammentreffen werde. Laſſe Dich in nichts ein, was die Franzoſen und die Prinzen wollen. Erweiſe ihnen alle Höflichkeit, gib ihnen Diners, aber kein Geld und keine Truppen. Ich bedauere ſie ſehr, wie alle ausgewanderten Franzoſen; aber ſie denken nur an ihre romantiſchen Ideen, an Rache und ihre perſönlichen Intereſſen; ſie glauben, alle Welt ſoll ſich für ſie opfern; ſie ſind ſehr ſchlecht umgeben. Ich billige alles, was Du den Prinzen geſagt haſt und bin froh, daß Du von ihnen befreit biſt."

Von dieſer Geſinnung erfüllt reiſte Leopold zur Zuſammenkunft mit ſeinem neuen Alliirten, dem Könige von Preußen. Am 20. Auguſt kam er nach Dresden. Der Graf von Artois fand mit ſeinen gefährlichen, überſtürzten Plänen ſo wenig Anklang bei dem Könige wie früher bei dem Kaiſer. Die beiden Monarchen einigten ſich am 27. in der ſo oft beſprochenen Pillnitzer Convention, welche im Grunde nichts anderes war, als eine Erklärung der Nichtintervention, da Spanien und England ſich von jedem Unternehmen gegen Frankreich zurückgezogen hatten [1]). Leopold benachrichtigte ſeine Schweſter von dem Pillnitzer Reſultate [2]). — „Graf von Artois

[1]) Sybel a. a. O. I. 314.
[2]) In dem Briefe an Chriſtine, 5. December 1791.

hat mir nach meiner Rückkehr zwei Memoires zum Unterschreiben geschickt; sie enthalten ein Manifest, welches Monsieur zum Regenten erklärt und viel andere Dinge, die unserer Pillnitzer Erklärung entgegen sind. Ich werde ihm stark darauf antworten und sagen, daß ich alle ihre Schritte öffentlich desavouiren werde. Diese Prinzen mit ihren Projecten und besonders Calonne, der sie leitet, der sich in alles mischt und ein falsches, schlechtes Subject ist, denken nur an sich selbst und nicht an den König, nicht an die gute Sache; sie wollen nur intriguiren, alles verwirren. Sie möchten mich und den König von Preußen dahin bringen, daß wir sie mit allen Kräften unterstützen, um uns dann, wenn wir die Truppen aus den Niederlanden ziehen, Emeuten und Verlegenheiten zu bereiten. Mit diesen Leuten ist nichts zu machen; man kann dem König und der Königin nur helfen mit der vollen Unterstützung aller Höfe. Das wird aber sehr schwierig sein. Spanien will nichts thun, England will Frankreich Zeit lassen, bis der Bankerott, die neue Gesetzgebung kommt und die Verwirrung sich steigert, um dann mit Erfolg auftreten zu können. Den Prinzen und ihrer Umgebung kann ich weder trauen noch helfen; sie bringen uns nur Verlegenheiten und compromittiren uns. Ich habe gefunden, daß nur die Königin, Fersen und Bouillé vernünftig denken und sprechen. Wenn die Prinzen sich irgend einer Zusage des Königs von Preußen rühmen, so glaube ihnen nicht, denn er ist ganz mit

mir einverſtanden und will ſich ohne mich nicht in ihre Angelegenheiten miſchen."

Eben in jener Zeit trat der für Europa entſcheidende Augenblick ein, in welchem die neue Verfaſſung von Ludwig XVI. am 16. September angenommen wurde. Da der König damit wieder in verfaſſungsmäßige Regierungsrechte eintrat, ſchien der Friede für Europa geſichert. Kaiſer Leopold billigte die Annahme der Verfaſſung. Er hoffte wie Marie Antoinette, daß durch dieſen Verſuch das allgemeine Mißtrauen beſeitigt, die königliche Partei von innen heraus verſtärkt würde. Noch entſchiedener als früher verurtheilte er das Treiben der Auswanderer. „Ich habe," ſchrieb er an Chriſtine [1]), „den franzöſiſchen Botſchafter empfangen und auf den Brief des Königs in allgemeinen Ausdrücken geantwortet, daß ich wünſche, es möge dieſer Schritt zu ſeinem Wohle wie zu dem des Volkes beitragen und dadurch bei den Höfen den ungünſtigen Eindruck der früheren Ereigniſſe verwiſchen. Ich glaube, daß Jedermann ungefähr ſo antworten wird. Es kann daher keine Rede ſein von Truppen oder Geld für die Prinzen. Selbſt Rußland, das ſo viel Lärm für ſie macht, wird nichts Entſcheidendes thun. Ich fürchte immer, daß die Prinzen mit ihrer ſogenannten Armee etwas verſuchen wollen. Sie würden damit viel Uebles anrichten, viele in's Unglück

[1]) Wien, 25. October 1791.

stürzen und den Bürgerkrieg für nichts entflammen. Sie würden besser thun, für sich und ihre Officiere von der Amnestie zu profitiren, in's Land zurückzukehren. Sie sollten trachten, bei den Sünden der Versammlung, bei der Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Systems die Autorität des Königs zu stärken, die Gemüther den jetzigen Zuständen abgeneigt zu machen und so eine wahre Gegenrevolution hervorzurufen. Diese kann nur aus dem Inneren des Landes und nicht durch gewaltsame Maßregeln von Außen kommen."

Dasselbe wiederholt er zwei Wochen später [1]): „Ich bin überzeugt, daß jedes Unternehmen der Prinzen und der Edelleute, die mit ihnen sind, unnütz und gefährlich sein wird. Jede Gegenrevolution durch die europäischen Höfe ist unmöglich, ungeachtet Rußland uns so gerne vorschieben möchte, unmöglich und unselig. Der König und die Königin haben kein anderes Mittel zur Hilfe, als der gesetzgebenden Versammlung Zeit zu lassen, sich in Mißkredit zu bringen, die Gesetze genau zu beobachten, eine Partei zu bilden und von den Umständen zu profitiren. Es wäre gut, wenn der französische Bienenschwarm daran denken würde, zurückzugehen; wenn das Geld ausgeht, wird er sehr lästig fallen."

Es kam aber alles anders, als es die hitzigen Auswanderer und die klugen Politiker berechnet hatten.

---

[1]) Leopold an Christine, 11. November 1791.

Leopold wollte die weitere Entwicklung der Dinge abwarten. Diese kam so rasch, in so unerwarteter, furchtbarer Weise, daß er schon nach einigen Monaten daran denken mußte, zum Krieg gegen Frankreich vorbereitet zu sein. Man weiß, wie die inneren Händel Frankreichs fortgingen und wie die Jakobiner den Krieg verlangten, um den Thron zu stürzen. Leopold betrachtete das Drängen und Stürzen in Paris so kühl und nüchtern wie zuvor. Er glaubte anfangs nicht, trotz der Drohungen gegen Trier, daß die Franzosen es wagen würden, ihn und das Reich anzugreifen; „aber sie sind," meinte er, „zu allem fähig, obwohl es nicht vortheilhaft für sie wäre; man muß die Grenze in Acht nehmen; von Frankreich ist nichts zu erwarten als Unglück und Thorheit" [1]). Er forderte vom Kurfürsten Clemens in Trier die Entwaffnung der Auswanderer, erklärte aber zugleich an Frankreich, daß er als Oberhaupt des Reiches eine bewaffnete Verletzung der Grenze nicht zulassen könne. Im Stillen betrieb er seine Rüstungen. In ganz Oesterreich erhielten die Officiere Befehl, zu ihren Regimentern zu gehen und sich jeden Augenblick marschbereit zu halten. Die Armee in den Niederlanden sollte bleiben, eine neue Armee von 40.000 Mann für alle Fälle bereit sein. Der Kaiser arbeitete an einem europäischen Bündnisse; zuversichtlich baute er im Falle des Krieges auf die

[1]) Leopold an Christine, 31. December 1791.

Reichsfürſten und den König von Preußen [1]). Die Gemeinſchaft mit den Auswanderern wies er immer zurück. „Ich habe Mercy alle meine Plane mitgetheilt", ſchreibt er an Chriſtine. „Ich unterhandle mit den Höfen wegen eines Bündniſſes gegen Frankreich und biete dazu 40.000 Mann. Wenn die Franzoſen das Reich angreifen, werde ich ſie gleich marſchiren laſſen. 6000 M. und ein Regiment Cavallerie bleiben unter Generallieutenant Wallis in Vorderöſterreich. Ich glaube, der König von Preußen wird auch 6000 M. nach Cleve ſchicken und 40.000 bereit halten, ebenſo werden Rußland und Schweden Truppen ſtellen. Man glaubt, daß die Franzoſen uns eine Kriegserklärung ſchicken werden; ſie werden es aber nach meinen letzten und entſchiedenen Aeußerungen unterlaſſen. Der König und die Königin ſind ſo ſchlecht berathen und umgeben, daß man nicht weiß, wie ihnen zu helfen iſt. Die Zwietracht und Unzufriedenheit ſcheint in Frankreich alle Claſſen zu durchdringen. Der Bankerott und alles was ſich daran knüpft, iſt unvermeidlich. Aber noch ſchwieriger iſt es, die Prinzen und Auswanderer zufrieden zu ſtellen. Sie ſehen nur ihr In-

[1]) Si l'Empire etoit formellement attaqué, alors le Roi de Prusse et tous les Princes ne manqueroient pas d'agir de concert avec moi avec toute la vigueur. 31. December. Je vais me concerter avec les Princes d'Empire et surtout avec le Roi de Prusse, qui en agit bien et de bonne foi avec nous, sur la façon et la quantité de troupes, que nous enverrons promptement vers le Rhin pour défendre l'Empire. Jänner 1792.

tereſſe, kümmern ſich nicht um den König und wollen nur Geld und Gewalt haben. Sie ſchreiben und drucken die infamſten Dinge über mich, über Euch und alle, die nicht blindlings ihren Planen huldigen. Mein Benehmen gegen ſie war gewiß gemäßigt und gerecht. Ich beſtand darauf, daß ſie die Waffen niederlegen, um den Kurfürſten aus der Verlegenheit zu befreien und damit Deutſchland nicht früher angegriffen werde, als wir gerüſtet ſind. Ich bot ihnen ein Aſyl in Vorderöſterreich und vermochte den König von Preußen, wie den Landgrafen von Heſſen, ſie in ihren Ländern zu laſſen. Meine Alliance mit dem Berliner Hof wird unterzeichnet; ich kann mit allen Punkten zufrieden ſein. 30.000 M. ſind gegenſeitig zugeſagt im Fall des Angriffes ſo wie bei einer Emeute in den Niederlanden. Der König wird gegenüber Frankreich gemeinſam mit mir handeln. Rußland verſpricht viel: es wird etwas Geld geben, aber es wünſcht ſeine Nachbarn zu beſchäftigen, um ſeine Abſichten auf Polen durchzuſetzen; ſie werden den Kurfürſten hindern, die Krone anzunehmen. Holland hat in Folge der engliſchen Einflüſſe ſeine Zuſagen zurückgenommen; die Convention mit uns wird nicht ſtattfinden. England benimmt ſich ſo gegen alle Welt, daß am Ende eine Vereinigung aller Mächte gegen dasſelbe nothwendig ſein wird; es will Spanien und Frankreich ſeine Colonien nehmen. Die belgiſchen Angelegenheiten ſind wie in Frankreich; England nährt

dort insgeheim die Unzufriedenheit. Von Frankreich wird viel Geld gespendet, um eine allgemeine Revolution hervorzurufen."

So ruhig und sicher mit dem Einblick in alle Verhältnisse überschaut der Kaiser die Lage Europas. Er knüpft nur an das Sichere, Erreichbare an, aber er sieht dem Krieg mit Frankreich mit Zuversicht, fast mit dem Vorgefühl des Sieges entgegen. „Wie sich die Dinge in Frankreich entwickeln, so schreiten meine Dispositionen vorwärts", schreibt er noch wenige Tage vor seinem Tode an Christine [1]).

Vielleicht haben wir die Politik Leopold's, wie sie sich in den Briefen an Christine darstellt, zu sehr im Einzelnen berührt, aber diese Briefe sind zugleich Instructionen, nach welchen die Generalstatthalter ihren Weg nehmen sollten. Richtung und Maß für die Regierung in Belgien, für ihr Verhalten zu den Ausgewanderten, wie für ihre Erkenntniß der politischen Verhältnisse sind darin vorgezeichnet. Christine und Mercy gehörten zu den Wenigen, welche in die geheime Geschichte jener Tage eingeweiht waren. Wie oft ist geschrieben worden, die Drohungen der Emigranten, die Rüstungen von Oesterreich und Preußen hätten die französische Nationalversammlung in den Krieg gehetzt, und doch hat Niemand mehr den Frieden gewünscht als

[1]) Brief vom 24. Februar 1792.

Kaiser Leopold. Christine wurde damals allgemein als die Vermittlerin für die Verbindungen der Ausgewanderten, als eine Hauptstütze ihrer gewaltsamen Plane angesehen. In Wahrheit hatte sie jeden Verkehr mit ihnen abgebrochen und mißbilligte wie der Kaiser offen und entschieden jeden Versuch einer Gegenrevolution. Auch ihr Bruder, der Kurfürst Maximilian, erwehrte sich der Emigranten. Als sie sich auf seine Schwester beriefen, antwortete er: „Der Staat hat keine Schwestern." Nur der Kurfürst Clemens von Trier wurde in seiner Gutmüthigkeit das Opfer der leichtsinnigen französischen Herren. Auf seinem Boden fühlten sie sich wie daheim und lebten wie daheim, bis auch hier der fröhliche Lärm verstummen mußte. Vom französischen Hofe unmittelbar erfuhr Christine nur wenig. In der ganzen Correspondenz der Erzherzogin findet sich nur ein Brief der Königin, den sie 1791 während der Rückreise nach Belgien in Bonn erhalten hatte. Marie Antoinette bedauert darin, daß sie ihrer Schwester nicht öfter Nachricht geben kann, aber sie will der Post keinen Brief anvertrauen und hält auch keinen anderen Weg für sicher. Sie wünscht für das unglückliche Frankreich die Rückkehr der Ordnung und Ruhe, damit wenigstens ihr Sohn eine freudige Zukunft habe; für sich hofft sie auf kein Glück mehr, sie hat zu viel Schrecken erlebt, zu viel Blut gesehen. In liebevollen zärtlichen Ausdrücken empfiehlt sie sich ihren Verwandten und bittet, ihrer zu

gedenken [1]). Später erhielt Chriſtine nur noch einen kurzen Brief der Königin durch eine ihrer Damen im Jänner 1792.

---

[1]) Wir theilen den Brief als eine geiſtige Reliquie der unglücklichen Königin ſeinem ganzen Inhalte nach mit: ce 29. Mai (1791). Que vous êtes bonne, ma chère soeur; votre lettre m'a touchée aux larmes; oui, il est impossible que qui que-ce soit trouve mauvais, que deux soeurs se donnent mutuellement des preuves d'amitié et se demandent et se disent de leurs nouvelles, aussi je n'aurois pas hesité, mais c'est que je ne veux pas qu' à la poste on puisse trouver de mon écriture; il est si aisé de la contrefaire et d'ajouter quelque chose dans une lettre qu' il faut prendre les plus grandes précautions; je ne peux craindre que les méchancetés de ce genre, car je défie l'univers de me trouver en tort réel; je ne peux même que gagner à être gardée et suivie aussi exactement, car toutes mes paroles, tous mes désirs et toutes mes actions ne tendent qu' au bonheur du roi d'abord, pour lequel je donnerois mon sang, mais en vérité aussi pour le bonheur de tous, car je ne désire qu'un ordre de choses, qui remette le calme et la tranquillité dans ce malheureux pays et prépare à mon pauvre enfant un avenir plus heureux que le nôtre, car pour nous, nous avons vu trop d'horreur et trop de sang pour être jamais véritablement heureux. Pardon chère soeur de vous entretenir de choses aussi tristes pendant que mon coeur ne devroit être ému que de tendresse et de reconnoissance des marques de votre amitié. Notre santé se soutient bonne encore, on dit que la semaine prochaine on nous laissera faire des courses de quelques jours à St. Cloud en revenant souvent ici cela est bien nécessaire; au moins pourrons nous respirer un air plus pur et plus frais et pourrons nous nous promener un peu. Il y aura au moins du calme pour les yeux et les oreilles, car ici c'est tous les jours des scènes nouvelles d'horreurs qui se passent sous nos yeux. On dit que les patriotes ont perdu 2 batailles; mon dieu que je voudrois

Bei aller Entſchloſſenheit ihres Weſens durchlebte Chriſtine jene Tage der wechſelnden politiſchen Strömung nur mit Bangen und Beben. Sie ſah das Leben und die Ehre ihrer Verwandten hilflos verkommen, ſie erkannte wie die Grundſätze der Revolution immer weiter um ſich griffen und den Beſtand der alten Monarchien bedrohten. Zu ihren eigenen Füßen lauerte die Revolution, um den Bürgerkrieg wieder durch das ganze Land zu tragen. Sie war überzeugt, daß die Franzoſen die Niederlande zuerſt angreifen würden. Sie fühlte, daß die Spannung den höchſten Grad erreicht habe. Mit Ungeduld erwartete ſie die Nachricht von einem Bündniß des Kaiſers mit den Mächten Europas, aber weder ſie noch Herzog Albert, der die militäriſchen Kräfte Maß für Maß abwog, konnten es bei aller Tröſtung des Kaiſers zu einer freudigen Zuverſicht bringen. Chriſtine ſchrieb damals an den Kaiſer [1]: „An unſeren Grenzen nehmen die militäriſchen Dispoſitionen der Franzoſen immer mehr überhand. Ihre

que toutes ces affaires finissent et vous savoir tranquillement rentrée chez vous. Croyez que c'est une de plus grandes peines de mon coeur que de vous savoir dans la position où vous êtes sans pouvoir vous être utile à rien. adieu ma chère soeur, j'embrasse mon frère et beau-frère de toute mon ame, pensez quelquefois à moi et dites vous bien quand vous êtes tous trois ensemble, qu'il existe un coeur, qui quoique bien loin de vous, vous est toujours réuni par les sentiments les plus vrais de tendresse d'attachement et de réconnoissance.

[1]) 30. Januar 1792.

Truppen häufen ſich, ihre Artillerie iſt beträchtlich. Die Reden, die in der Nationalverſammlung gehalten werden, zielen größtentheils dahin, daß der Krieg in unſer Land getragen werde. Wenn hier zu Land alles ruhig wäre, würde ich über dieſe Thorheit der Franzoſen keine Sorge haben; aber es waltet hier ein ſchlechter Geiſt; das franzöſiſche Syſtem übt einen großen Reiz aus; das Volk kennt die Nachwehen noch nicht; dieſe werden ſich erſt in einigen Jahren zeigen. Dieſe Grundſätze der Gleichheit und Freiheit, welche alle Kreiſe der jetzigen Generation durchdringen, machen mich zittern. Das franzöſiſche Syſtem iſt ſo anſteckend für die Völker, ſo gefährlich und zerſtöreriſch für die Monarchien, daß man unmöglich ſo länger zuſchauen kann. Die Geſcheidteren in Frankreich fühlen, daß es nicht länger zu ertragen iſt und daß der Thron mit Waffengewalt wieder aufgerichtet werden müſſe. Den Demokraten bleibt, um dem zuvorzukommen und ihrem eigenen Ruin vorzubeugen, kein anderes Mittel als der Krieg. Kein benachbartes Land bietet ihnen mehr Vortheile als die Niederlande, wo die langen Zerwürfniſſe und die Revolution alles zerklüftet haben. Sie brauchen nur die Hand auszuſtrecken. Das Land iſt offen; der verſtorbene Kaiſer hat alle Feſtungen zerſtören laſſen. Es iſt hier eine ſchöne Armee, aber ein Theil iſt nothwendig, um die Revolution im Innern niederzuhalten; der andere Theil beſteht aus Wallonen. Das Beiſpiel der franzöſiſchen

Truppen, die durch den Geiſt der Freiheit und die Inſubordination verführt ſind, wird auch auf ſie wirken. Es fehlt uns an ſchwerem Geſchütz und vielen anderen Dingen, um den Kampf mit Erfolg zu führen. Im Intereſſe der Franzoſen liegt es, den Krieg zu beginnen, ehe wir gerüſtet ſind. Das rettet die Verſammlung vor dem Vorwurf des Bankerotts; ſie werden dann alle Schuld dem Krieg zumeſſen. Alles iſt dazu angethan, daß ſie uns zunächſt angreifen werden."

Der Februar verging in mancherlei politiſchen Schwankungen. Einen Moment konnte man hoffen, daß die gemäßigte Mittelpartei in Paris zum Sieg kommen würde. Aus Wien kam die Nachricht, daß der Kaiſer das Bündniß mit Preußen unterzeichnet habe, in Belgien wurde alles für den Krieg vorbereitet, als die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Kaiſers eintraf. Leopold war von Jugend auf vielen Krankheiten unterworfen. In Italien hatte ſich ſeine Geſundheit gekräftigt, durch die angeſtrengten Arbeiten der letzten zwei Jahre wurde ſie wieder geſchwächt. Am 28. befiel ihn in Wien eine Entzündung; man ließ ihm zur Ader, am 29. kam die Pockenkrankheit zum Ausbruch, der er ſchon am nächſten Tage erlag. Er ſtarb den 1. März Nachmittags 3 Uhr in ſeinem 45. Lebensjahre. Die Nachricht kam nach Brüſſel während eines Eſſens, welches die Statthalter den Miniſtern gaben. Graf Mercy theilte ſie dem Herzog mit. Dieſer führte ſeine Frau in ein Nebenzimmer und

berichtete ihr die Schreckenskunde. Chriſtine war in's tiefſte Herz getroffen; ſie weinte und ſchrie und konnte die Faſſung lange nicht wieder gewinnen. In dieſer Zeit der Kriſis, wo der Krieg gewiß war, wo die Bedrängniß der königlichen Familie in Paris von Tag zu Tag zunahm, wo die ruſſiſchen Colonnen gegen Polen anrückten, wo die Gefahren für Oeſterreich ringsum aus dem Boden ſtiegen, ſtarb der Fürſt, der dieſe Gefahren bisher mit ruhiger, ſicherer Hand zertheilt hatte, in deſſen Weisheit und Mäßigung die europäiſchen Höfe ihr Vertrauen ſetzten, vor dem die Rebellen in den Niederlanden zitterten und die wilden Demagogen Frankreichs ſich ſcheuten. In der Zeit, in welcher Chriſtine alles Troſtes, aller Hilfe bedurfte, ſtarb der Fürſt, dem ſie unter allen ihren Brüdern am meiſten zugethan war, deſſen politiſcher Bahn ſie ſo unbedingt folgte, und der ihr in allen Lebensverhältniſſen ſeine Freundſchaft, ſein beſtes Vertrauen bewährt hatte. Die Beſtürzung war groß in Brüſſel und Wien. Man fürchtete zugleich für das Leben der Kaiſerin Marie Louiſe. Dieſe brachte ihre Tage nur in Thränen und Gebet zu und war von Krankheitsanfällen längere Zeit ſchon ſo geſchwächt, daß der junge Kaiſer Franz den Erzherzog Karl nach Wien rief. Chriſtine ſchrieb in jenen Tagen an die Fürſtin Liechtenſtein [1]): „Die Freundſchaft und

[1]) 16. März 1792.

die Theilnahme meiner Freundinnen würden mir in meinem Unglücke noch den einzigen Troſt gewähren, wenn es noch einen Troſt geben könnte. Aber der Schlag iſt zu ſchrecklich, zu betrübend für mein Herz, er trifft zu viele Punkte. Die ſchwache Geſundheit der verehrungswürdigen Kaiſerin macht mich zittern, ihre verwaiſten Kinder erwecken Mitleid; der junge König hat keine kräftige Geſundheit. Alles das trifft mein und meines Mannes Herz. Wir haben mit dem Bruder und Herrn einen wahren Freund verloren. Das ſoll mir ſeinen Sohn, der unſer ganzes Glück ausmacht, noch theurer machen; ich mußte ihm ſelbſt den Dolch in's Herz ſtoßen; nur meine Liebe für ihn gab mir die Kraft, ihm ſein Unglück nach und nach mitzutheilen; er wollte es nicht glauben, bis man ihm den Brief des Königs gab. Jetzt zittern wir alle für ſeine ausgezeichnete Mutter. Sie werden wiſſen, daß mein guter Bruder von Bonn gekommen iſt, um mich zu tröſten. Seine Freundſchaft iſt heilender Balſam für mein wundes Herz. Heute verliere ich wieder dieſes Glück, denn er muß zu ſeiner Thätigkeit wieder zurückkehren. Adieu, meine theure Freundin. Es iſt ſchrecklich alle die Seinen überleben zu müſſen. Ich und mein Mann grüßen Sie, wie die anderen Damen, ihre Tochter und den Marſchall."

X.

Krieg und Wanderſchaft.

März 1792 — Juli 1795.

Wie die Bildung und Bewegung der Zeit auf das ganze Leben Chriſtinen's eingewirkt hatten, ſo traf auch der Kampf, in dem zwei Weltalter ſich ſcheiden ſollten, ihre Geſchicke im innerſten Kern. Sie mußte die Schrecken des Krieges in ihrer nächſten Nähe erfahren, und zum zweiten Male aus dem Lande fliehen, deſſen Regierung in ihre Hand gelegt war. Jahrelang irrte ſie von Land zu Land, von Stadt zu Stadt umher, bis ſie in ihrer Heimat die Ruheſtätte wiederfand [1]).

Am 20. April ſprach die franzöſiſche Nationalverſammlung die Kriegserklärung gegen Oeſterreich aus. Die Generalſtatthalter hatten den Krieg zu einer Zeit vorhergeſehen, in der Kaiſer Leopold noch immer gehofft hatte, daß die Franzoſen den kräftigen Ermahnungen Europas ſich fügen würden. Beide hatten in ihren Briefen oft darauf hingewieſen, daß der erſte Angriff den Niederlanden gelten werde. Von Herzog Albert war bereits im Jänner und Februar ſelbſt gegen die Inſtructionen des Hofes vieles gethan, um für den Kampf

[1]) Die Erzählung der Kriegsereigniſſe in den nächſten Jahren iſt größtentheils nach den Memoiren des Herzogs.

gerüſtet zu ſein. Er ließ Magazine anlegen, Pferde und Wagen kaufen und die Feſtungswerke von Gent, Antwerpen und Luxemburg ausbeſſern. Die Armee in Belgien zählte 45.000 M.; da aber die Hälfte als Beſatzungen für Städte und Feſtungen verwendet werden mußten, blieben kaum 25.000 M. für den Feldzug.

Am 23. April erfuhren die Generalſtatthalter die Kriegserklärung. Rochambeau theilte ſie dem Kommandanten von Mons, dem General Beaulieu mit und fügte hinzu, daß er am 28. die Feindſeligkeiten beginnen werde. Am 29. rückten drei franzöſiſche Corps bei Quievrain, Tournay und Dünkirchen über die belgiſche Grenze. Das Corps Dillon traf zuerſt bei Tournay die Oeſterreicher unter dem Oberſten Pforzheim und Vogelſang. Der erſte Stoß der Kaiſerlichen brachte die Franzoſen zum Weichen, ſo daß ſie bis Lille zurückflohen und Dillon von den aufgelöſten Truppen niedergehauen wurde. Das zweite Corps war ebenſo unglücklich, der erſte Angriff der Franzoſen ſchien mißlungen.

Herzog Albert hatte das Hauptquartier nach Leuze verlegt, wo er ſich gegen Mons und Tournay wenden konnte. Er wollte die Franzoſen angreifen, als er einen Brief vom Kaiſer Franz erhielt, der ihm mittheilte, daß der Herzog von Braunſchweig zum Oberkommandanten der alliirten Armeen beſtimmt ſei und unter ihm General Brown das öſterreichiſche Corps befehligen ſolle. Der Herzog fand ſich dadurch von der ſelbſtändigen Führung

der niederländiſchen Armee ausgeſchloſſen, und wollte das Kommando niederlegen. Da jedoch Brown krank darnieder lag, Marſchall Bender, Mercy und Metternich in ihn drangen, entſchied er ſich den Oberbefehl fortzuführen, bis eine neue Entſcheidung des Kaiſers eintreffen würde. Er ſah mit keiner freudigen Hoffnung dem Kampf entgegen. Er haßte die Emigranten und traute den Preußen nicht weder in ihrer Politik noch in ihrer Kriegführung. Mit ſeiner kleinen Armee konnte er im beſten Falle nur auf mittelmäßige Erfolge rechnen.

Am 3. Mai verließ er Brüſſel und ging mit Bender und Brown nach Mons, wohin das Hauptquartier verlegt war. Ein Trupp Ausgewanderter, die ſich gegen die Befehle der belgiſchen Regierung bewaffnet hatten, kam damals unter Führung eines Mr. de la Chatres zur Armee und bat ſich anſchließen zu dürfen. Man konnte ſie ungeachtet ihres guten Willens nicht brauchen, die meiſten waren Officiere und verſtanden den Dienſt nicht. Der Herzog gab ihnen den Rath, ſein Corps zu verlaſſen und zu den Truppen der königlichen Prinzen zu ſtoßen. Am 29. Mai kam General Clerfait in's Lager. Er ſollte unter dem Herzog von Braunſchweig die öſterreichiſchen Truppen führen. Da aber die Preußen erſt gegen den Rhein vorrückten, hatte ihn der Kaiſer zur niederländiſchen Armee vorausgeſchickt. Der alte Marſchall Bender wollte unter ihm nicht dienen und ging nach Brüſſel zurück, um dort das Kriegsdepartement

zu leiten; der Kaiser ernannte ihn dann zum Gouverneur von Luxemburg. Herzog Albert führte am 11. Juni die glückliche Attake bei Maubeuge aus, indem er mit 13 Bataillonen und 28 Escadronen die Avantgarde Lafayettes unter Gouvion zurückschlug. Er wollte das Corps von Luckner angreifen, aber Clerfait berief sich auf seine Instructionen, daß er bereit sein müsse, die belgische Armee dem Herzog von Braunschweig zuzuführen. So kam es im Anfang zu keinem bestimmten Resultate. Luckner rückte wohl vor; er hatte 36.000 M. und eine Legion belgischer Flüchtlinge unter Bethune Charost; sein ganzes Corps war aber so schlecht disciplinirt, daß er nicht wagte, die Oesterreicher in ihrer guten Stellung bei Mons anzugreifen. Herzog Albert wollte, so lange er seine Armee beisammen hatte, wenigstens noch den Nutzen ziehen, daß die Franzosen keine Verstärkungen gegen die Maas und Mosel senden konnten; er manövrirte derart, daß er sie immer beschäftigte. Es ist ein Verdienst des Herzogs, daß er seine kleine Armee vortrefflich gerüstet hatte, daß er im Beginne des Krieges die Franzosen in die Defensive zurückwies und den Oesterreichern den Weg bahnte. Ein bedeutender Erfolg war nicht zu erringen; die Geschicke des Krieges sollten in einer anderen Gegend entschieden werden.

Während der Herzog in dem Vorspiele des großen Kampfes beschäftigt war, mußte Christine in Brüssel den kleinen Krieg gegen die verjährte Opposition der

Stände fortführen. Die Huldigung für den neuen Souverain ging zwar in den Provinzen wie in der Hauptstadt vor sich, aber die Brabanter hielten noch immer zähe an ihrer Forderung, den Staatsrath mit Männern ihrer Partei zu besetzen. Von Kaiser Franz waren noch keine bestimmten Weisungen eingetroffen. Er reiste damals zur Krönung nach Frankfurt. Die Erzherzogin wünschte eine Zusammenkunft mit ihm, um seine Meinung über die belgischen Angelegenheiten zu hören, aber der Kaiser verweigerte es unter dem Vorwand, daß ihre Anwesenheit in Brüssel nothwendiger sei. Es war klar, daß der junge Fürst zu den Generalstatthaltern nicht jenes Vertrauen hegte, das ihnen sein Vater in so hohem Maße bezeigt hatte. Der Kaiser berief den Grafen Metternich nach Frankfurt. Von dem Minister konnte Christine nicht erwarten, daß er in ihrem Sinne sprechen würde. Sie waren in den wichtigsten Dingen verschiedener Meinung. Wie einst Murray glaubte er die Stände leiten und durch kleine Mittel die großen Gegensätze lösen zu können. Er brachte von Frankfurt zwar keine durchgreifenden Befehle mit, wohl aber das Zugeständniß des Kaisers, daß von den ausgeschlossenen Räthen fünf wieder eintreten sollten, wenn die Steuern nach dem Antrag der Regierung bewilligt würden. Die Stände hatten dem Minister dazu Hoffnung gemacht. Da aber diese fünf Räthe von der Regierung ernannt werden sollten, steiften sie sich wieder auf ihr altes Recht, sprachen

von Verfassungsverletzung und wollten von Steuern nichts wissen. Man einigte sich endlich dahin, daß diese fünf Räthe von den Ständen vorgeschlagen und vom Kaiser ernannt werden sollten. Die Regierung war keinen Schritt weiter gekommen als 1790, nachdem die Truppen eingerückt waren. Welcher unerquickliche und thörichte Streit! Während in Paris um Leben und Tod der Monarchie verhandelt wurde, markt die Regierung um das Recht eine Behörde einzusetzen; während die Unabhängigkeit des Landes bedroht war und von den Demokraten die Axt an die Wurzel der Verfassung angelegt wurde, verharren die Stände in störrischer Abgeschlossenheit gegen jede That der Regierung. Die ganze Kraft der Revolution richtete sich gegen Belgien, nachdem der erste Angriff der Verbündeten in Frankreich mißlungen war.

Man kennt den Feldzug in die Champagne, in dem ein unglückliches Zaudern und Schwanken die besten Erfolge vernichtete, bis der royalistische Eifer verrauchte, Preußen zuerst auf die Friedenslockungen des französischen Ministeriums horchte und die Scheidung der beiden deutschen Großmächte vorbereitet wurde. Nach dem Feldzugsplane, der in den Conferenzen zu Sanssouci bestimmt war, sollte die Hauptarmee unter dem Herzog von Braunschweig schon im Luxemburgischen durch ein Corps der niederländischen Armee verstärkt werden. Die Hauptmasse derselben sollte unter Clerfait Maubeuge,

Philippeville und Givet einnehmen, die Maas aufwärts bringen und ſich dann mit den Preußen vereinigen. Der Reſt ſollte zur Deckung von Brüſſel bei Ath verwendet werden. Herzog Albert, der weder die Convention noch den Feldzugsplan genau kannte, war wenig davon erbaut, daß die Armee, die er ſo mühſam organiſirt hatte, zerſplittert werden ſollte. Er machte dem Kaiſer Vorſtellungen, erhielt aber zur Antwort, daß die Verträge es ſo verlangten. Der Herzog von Braunſchweig begnügte ſich, da bereits ein Corps Oeſterreicher aus Böhmen zu ihm geſtoßen war, mit 8000 M. der niederländiſchen Armee. Clerfait verlangte aber ein Bataillon nach dem andern, ſo daß dem Herzog nur 10.000 M. Infanterie und 1800 M. Cavallerie blieben. Mit dieſen Truppen zog er ſich in's Lager von Mons zurück und erwartete weitere Befehle. Er erfuhr von der Zuſammenkunft Kaiſer Franz II. mit dem König von Preußen in Mainz, von dem langſamen Marſche der verbündeten Armee und von der Emeute des 10. Auguſt in Paris, welche das Königthum und die Verfaſſung von 1791 über den Haufen warf. Lafayette verließ damals das Hauptquartier, um über Belgien den neutralen engliſchen Boden zu erreichen. Mit ihm waren Alexander Lameth, la Colombe, de Buzy, Gouvion, Cardignan, Delaunay und 12 andere Officiere der Armee. Herzog Albert ließ ſie nach Namur und dann nach Antwerpen geleiten. Lafayette wurde nach Luxemburg gebracht, weil

der König von Preußen ausdrücklich seine Auslieferung verlangte.

Nachdem die verbündete Armee bis Longwy und Thionville vorgerückt war, erhielt Prinz Albert durch den kaiserlichen Minister Fürst Reuß den Auftrag, mit seinem Corps eine Diversion zu machen, um die Aufmerksamkeit der Feinde von der Maas wegzulenken. Der Herzog rückte nun vor und unternahm mit seinem Corps die Belagerung von Lille [1]). Er baute auf die monarchische Gesinnung der Bürger und Officiere und hoffte die Stadt leicht nehmen zu können; aber er fand zähen Widerstand. Der General und Magistrat verweigerten die Uebergabe, auch als die Stadt durch mehrere Tage stark bombardirt wurde. Bei einem Gefechte hörte man die Rufe: „Es lebe die Republik, die Freiheit." Die Beschießung Lille's machte damals großes Aufsehen. Die Blätter der Jakobiner meldeten, die Erzherzogin Christine sei in's Lager gekommen und habe die ersten Geschütze losgefeuert. Dumouriez selbst wollte Lille mit der Hälfte seines Heeres entsetzen. Die Stadt hätte sich, obwohl sie nicht ganz eingeschlossen war, ergeben müssen [2]), aber der Rückzug der Hauptarmee brach auch dieses Unternehmen ab. Der Herzog erhielt die Nachricht von der Kanonade bei Valmy, von dem Rück-

[1]) 24. September bis 8. October.

[2]) General Renault, der in Lille kommandirte, ging 1793 über und sprach selbst darüber.

zuge der Preußen und ihren Verhandlungen mit den Franzoſen. Da zugleich 32.000 Mann des feindlichen Heeres an die flandriſche Grenze marſchirten, hob Prinz Albert die Belagerung auf und führte ſeine Truppen an die Lys und nach Mons zurück. Er ſchrieb an den Herzog von Braunſchweig, damit das Corps Clerfait in die Niederlande zurückgeſchickt würde. Der General kam auch, ungeachtet ſeine Truppen durch die Anſtrengungen in der Champagne ſehr hergenommen waren, raſch genug, um ſich mit dem Herzog zu vereinigen. Clerfait führte 8000 M., Albert hatte 12.500 M. und 36 Kanonen. Sie nahmen ihre Stellung auf den Höhen bei Jemappes, verſchanzten ſich dort hinter Batterien und Redouten und waren im Vertrauen auf die Tapferkeit ihrer Truppen entſchloſſen, eine Schlacht anzunehmen. Dumouriez hatte in den letzten Octobertagen den Oberbefehl des belgiſchen Feldzuges übernommen und führte nun 40.000 Mann gegen die öſterreichiſchen Stellungen. In ſeinen Reihen diente Louis Philipp, oder wie er damals hieß, General Egalité, bei den Oeſterreichern der junge Erzherzog Karl, der gleich beim Beginne des Krieges in die Niederlande zurückgekehrt war. Am 6. November 1792 wurde die Schlacht bei Jemappes geſchlagen. Von beiden Seiten wurde zähe und tapfer gefochten. Der Herzog ſelbſt war im Feuer und Erzherzog Karl führte ſeine Brigade muthig gegen den Feind; aber die Oeſterreicher unterlagen der Ueberzahl

der Franzoſen und ihrer guten Artillerie. Der Tag war in jedem Sinne für den Feldzug entſcheidend. Er überlieferte Belgien den feindlichen Truppen. Albert und Clerfait führten die Armee bis Löwen zurück. Dem Herzog war das Kommando verleidet. Die Aufregung der letzten Jahre, die Erfolgloſigkeit all' ſeiner Anſtrengungen, Verdruß und Sorgen aller Art hatten ſeine Geſundheit erſchüttert; der Schmerz um die verlorne Schlacht, der Gedanke an die Folgen derſelben griffen ihn derart an, daß er krank wurde. Er verließ in Löwen die Armee. Clerfait übernahm das Kommando, hielt den Franzoſen an der Maas noch in einigen Gefechten Stand und führte die öſterreichiſchen Truppen nach Aachen und bis an die Roer. Brüſſel hatte bereits dem Sieger ſeine Thore geöffnet, Namür, Gent, das ganze Land kam in die Gewalt der Franzoſen.

Die Erzherzogin hatte entſchloſſen in Brüſſel bis in die letzten Tage ausgeharrt. Die Aufregung war in der ganzen Zeit des Feldzuges groß. Nach dem Rückzuge der verbündeten Armee hoffte die ſtändiſche wie die demokratiſche Partei von den Franzoſen die Erfüllung ihrer Wünſche. Dumouriez hatte mit den Führern beider Parteien angeknüpft und der Eroberung des Landes gründlich vorgearbeitet. Chriſtine mußte fürchten, die Scenen von 1789 nochmals zu erleben; aber ſie wollte wenigſtens nicht wie d'Alton das königliche Eigenthum preisgeben. Sie ließ Papiere und Gelder verpacken und

gedachte ſie nach Holland zu retten. Kaum, daß ſie Schiffleute dafür fand, ihr Banquier mußte beſondere Bürgſchaft leiſten. Da kam die Nachricht von der Schlacht bei Jemappes; ſie gab allen Unzufriedenen das Zeichen zur Erhebung. Chriſtine war erſchüttert, ſie beſchloß nun die Stadt zu verlaſſen; es war kein Bleibens mehr für ſie. In der letzten Stunde noch mußte ſie die bittere Erfahrung machen, daß ſie in ihrem Amte ganz machtlos geworden, daß ſie die Gewalt nicht mehr beſaß, eine entgegengeſetzte Ueberzeugung abzuwehren. Miniſter Metternich verlangte am 8. November in einem Billete ihre Unterſchrift zu einer Erklärung, in welcher er den Ständen den Wiedereintritt der fünf ausgeſchloſſenen Glieder des Staatsrathes bewilligte. Die Erzherzogin war nicht wenig von dieſem Schritte überraſcht. Sie wußte aus eigener Erfahrung, wozu eine ſolche Conceſſion in der Stunde der Noth führen könne, die letzten Befehle des Kaiſers ſprachen offen dagegen. Sie verweigerte daher die Unterſchrift, wie ſie früher darin den Ständen nicht nachgegeben hatte. Der Miniſter ſtellte ihr jedoch vor, wie er durch dieſen Schritt die Treue der Stände, die in dieſer allgemeinen Auflöſung ſo nothwendig ſei, verbürgt glaube. Auch Graf Mercy, der noch immer in Brüſſel als Privatmann lebte, drang in ſie und hob hervor, daß in dem Dekret vom 5. Februar 1791 nur von einem proviſoriſchen Conſeil die Rede ſei. Die Erzherzogin nahm an, die beiden Herren müßten

über die Abſichten des Kaiſers beſſer als ſie unterrichtet ſein, und unterzeichnete die Schrift, welche die Aufrechthaltung der alten Verfaſſung nochmals verhieß und den Staatsrath im Sinne Leopold's II. fallen ließ. Es war der letzte Act ihrer Wirkſamkeit in Belgien. Durch ein herbes und unbarmherziges Geſchick war ſie verurtheilt, alle mühſam errungenen Erfolge der Regierung, ein Recht der Krone, an dem Joſeph und Leopold feſtgehalten, mit einem Federſtriche auszulöſchen. Den Tag nachher, am 9. November, drei Tage nach der Schlacht von Jemappes verließ ſie Brüſſel, nur von wenigen ihrer Leute begleitet. Sie hat Stadt und Land nicht wieder geſehen. In der Commanderie du Dieux bei Maſtricht traf ſie mit dem Herzog zuſammen und ſie ſetzten nun ihre Reiſe gemeinſchaftlich fort. Auch der Erzherzog Karl kam zu ihnen. Sie gingen nach Aachen und als die feindlichen Truppen näher rückten, nach Bonn, Köln und Münſter. „Du wirſt nicht zweifeln an meinem Unglück und Kummer", ſchrieb Chriſtine aus Bonn an die Fürſtin Liechtenſtein [1]), „wenn Du lieſeſt, daß ich wieder auf der Irrfahrt und flüchtig bin ſeit dem ſchmerzensreichen Tag vom 6. November. Die Sturmflut der Franzoſen hat unſer Land überſchwemmt; unſere Armee wurde gezwungen, ſich zurückzuziehen und wir mußten Brüſſel verlaſſen. Mein Mann iſt krank;

[1]) Bonn, 18. November 1792.

ich konnte nicht in Maſtricht bleiben, wie ich anfangs wollte; auch nicht in Aachen, das ganz von den ſchrecklichen Ideen erfüllt iſt und wo die Revolution jeden Tag droht. So blieb mir nichts übrig, als meinen Kranken hier bei meinem Bruder abzuſetzen."

Auch Graf Metternich hatte ſich in Brüſſel nicht mehr ſicher gefühlt; er und einige Beamte der Regierung ließen ſich von einer ſtarken Eskorte begleiten. Metternich blieb einige Zeit in Rüremonde und ging dann nach Weſel auf preußiſches Gebiet. In der erſten Zeit holte er noch die Zuſtimmung der Erzherzogin für die belgiſchen Angelegenheiten ein und erſtattete darnach ſeine Berichte an den Kaiſer; ſpäter hörte auch dieſe Verbindung auf.

Chriſtine und Albert blieben den Winter in Münſter. Sie fanden hier eine vortreffliche Geſellſchaft weſtphäliſcher Edelleute, die mit ihren Familien die Wintermonate in der guten alten Stadt zubrachten. Nachdem ſie ſo viele Jahre in das franzöſiſche Weſen wie eingetaucht waren, that ihnen dieſer Verkehr und der Einblick in die alte deutſche Sitte und Treue beſonders wohl. Aber die alte Herzensfreude wollte nicht wieder aufkommen. Der Herzog erholte ſich nur langſam von ſeinen Leiden. Die Nachrichten, die von Tag zu Tag einliefen, waren nicht geeignet ihn aufzurichten. Einer der erſten Briefe meldete, daß das Schiff, welches ſein Hab und Gut, namentlich das Beſte ſeiner Bibliothek,

Bilder und Schriften nach Hamburg führen ſollte, an der holländiſchen Küſte zu Grunde gegangen ſei. Was beide aber am meiſten drückte, war der Gedanke, daß ihr politiſches Leben auf eine ſolche Art zu Ende kommen mußte. Alle Mühe und Sorge der letzten eilf Jahre ſchien umſonſt verwendet, alle Erfolge ihrer Regierung waren verſtreut, verweht. Dazu trat die Ueberzeugung, daß der junge Kaiſer nicht das Herz und Vertrauen ſeines Vaters zu ihnen habe, daß er überhaupt in ſeiner Denkweiſe und politiſchen Auffaſſung von Kaiſer Leopold vielfach abweiche.

Prinz Albert hatte ſchon in Köln durch den Erzherzog Karl die Mittheilung erhalten, daß der Kaiſer ſeinen Rücktritt angenommen und den Befehl über die Armee dem Marſchall Prinz von Coburg übertragen habe. Erzherzog Karl, dem es in Münſter beſonders gefallen hatte, ging wieder zur Armee. Chriſtine und Albert erhielten vom Kaiſer die Einladung nach Wien zu kommen. Ungeachtet der Herzog noch immer leidend war, machten ſie ſich Ende Februar auf den Weg. Sie reiſten über Paderborn, Kaſſel, Hanau, Mergentheim, Augsburg. Die Fahrt war ſchrecklich, es ſtürmte und ſchneite, und die Wege ſchienen grundlos. In Hanau erfuhren ſie das Ende Königs Ludwig's XVI. In Trauer und Schmerz erinnerten ſie ſich an die Milde und Freundlichkeit, die ſie einſt an ſeinem Hofe erfahren; das ungewiſſe Schickſal der Königin lag ihnen mehr

als je auf dem Herzen. In Augsburg brachten ſie einige Tage mit dem Kurfürſten Clemens von Trier zu, der mit ſeinen Schweſtern Marianne und Kunigunde hierher geflüchtet war. Auch die Erzherzogin Eliſabeth kam aus Innsbruck, ihre Schweſter zu grüßen. Am 11. März kamen Albert und Chriſtine nach Wien; am anderen Morgen brachten ſie dem Kaiſer, der ſeinen 27. Geburtstag feierte, ihre Huldigungen und Glückwünſche dar.

Sie verlebten nun einige Wochen in Wien ſo zurückgezogen und abgeſchloſſen als möglich. Ueber ihre Stellung, ihr Amt und ihren Aufenthaltsort war nichts Beſtimmtes verfügt. Sie wohnten nicht in der Burg, ſondern im Palaſte des Fürſten Lobkowitz bei der Auguſtinerkirche und nahe dem Hauſe, von welchem aus Herzog Albert ſeine Laufbahn in Oeſterreich begonnen hatte. Die Geſellſchaft am Hofe war ihnen beinahe fremd. Von den älteren Herren kannten ſie den Oberſthofmeiſter Fürſt Georg Starhemberg, den Oberſtkämmerer Fürſt Roſenberg und den Hofmarſchall Ernſt Kaunitz. Sie erlebten damals in Wien den Wechſel im auswärtigen Amt, der für lange Jahre die öſterreichiſche Politik entſchied; Spielmann und Kobenzl wurden entlaſſen und Thugut trat an ihre Stelle. Chriſtine erfreute ſich wieder der Freundſchaft der Fürſtin Eleonore Liechtenſtein; ſie kam mit der Fürſtin Caſimir Eßterhazy, mit der Fürſtin Auersperg, gebornen Lobkowitz, und anderen Frauen in Verkehr. Eine wahre Erquickung und

Tröſtung ihres Herzens waren ihr aber die Nachrichten vom Kriegsſchauplatz und von der Siegeslaufbahn ihres Adoptivſohnes des Erzherzogs Karl. Sie war mit ihm und ſeinem Adjutanten, Capitän Delmotte, in ununterbrochener Verbindung. Wie nur irgend eine Mutter war ſie um ihn beſorgt, ſie wachte über ſein Leben, ſeine Geſundheit, ſeine Gedanken und Thaten. „Ich kenne ſeine Talente", ſchrieb ſie einſt [1]), „ſein gutes Herz, aber es genügt nicht die Bravour vor den Kanonen allein, man muß Energie in allen Verhältniſſen des Lebens haben." — „Mein lieber Sohn hält mich noch am meiſten an dieſer Welt; er iſt der Mittelpunkt meiner Sorgen, meiner Betrübniſſe wie meiner Freuden." Ihre Seele zitterte bei den Gefahren, die im Krieg täglich an ihn traten, und wurde wieder geſtärkt und erhoben, als ſein Talent, ſein Muth der öſterreichiſchen Armee wieder neues Leben und neue Siege zuführte. Der Erzherzog hatte in Köln das Kommando eines Armeecorps übernommen und war mit Koburg in die Niederlande eingerückt. Er zeichnete ſich in den Kämpfen zwiſchen der Roer und Maas, namentlich am 1. März bei Aldenhoven aus; er befreite Maſtricht und trieb die Franzoſen wie im Flug vor ſich her. Er entſchied durch einen glänzenden Angriff die blutige Schlacht bei Neerwinden, warf die Franzoſen bei Löwen, ſo daß ihr

[1]) Chriſtine an Delmotte, 26. April und 27. Juni 1793.

ganzes Heer auseinanderſtob und Dumouriez den belgiſchen Boden verlaſſen mußte. Dort hatten die räuberiſchen Gewaltthaten der franzöſiſchen Herrſchaft und ihr raſcher Fall einen gänzlichen Umſchwung der öffentlichen Meinung bewirkt. Als der Erzherzog Karl vom Kaiſer zum Generalgouverneur ernannt wurde, und der junge feurige Prinz ſeinen Einzug in Brüſſel hielt, ſchienen alle früheren Zwiſte vergeſſen und alle Parteien verſöhnt. Die freudige Volksſtimmung machte einen begeiſternden Eindruck auf den Erzherzog, aber er ſehnte ſich von Tag zu Tag zur Armee zurück. Er fühlte ſich als Soldat und wollte im Felde noch etwas lernen. In Belgien war zudem alles Gemeinweſen ſo zerrüttet, die Regierung unter Metternich gewöhnte ſich wieder ſo an den alten Gang, daß an eine gedeihliche Wirkſamkeit nicht zu denken war. All' die Ereigniſſe erfüllten Albert und Chriſtine mit Freude und Wehmuth. Sie hatten die Schwäche der Regierung, den Schrecken des Volkshaſſes und den Wandel der Volksgunſt genugſam erfahren.

Anfangs April reiſten ſie nach Dresden. Der Herzog hoffte in der heimatlichen Luft wieder vollſtändig zu geneſen. Zu Oſtern trafen ſie dort ein. Prinz Albert nahm ſeine wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Studien, die Erzherzogin ihre Correſpondenz wieder auf. Beide erholten ſich in dem angenehmen Verkehr mit der kurfürſtlichen Familie und in der Ruhe, die ſie wenigſtens äußerlich umgab. Im Inneren mußten ſie alle ſchmerz-

haften Eindrücke der Ereigniſſe, welche das Jahr 1793 mit ſich brachte, durchmachen. Sie erfuhren in Dresden das leidensvolle Ende der Königin Marie Antoinette. Chriſtine war von dem entſetzlichen Verhöre, welches die arme Frau hatte beſtehen müſſen, faſt noch mehr erſchüttert, als von ihrem Tode. Ihr ſittliches Gefühl, ihr frauenhafter Stolz empörten ſich bei den Fragen, welche die Richter an die Königin zu ſtellen gewagt hatten. Vor ihrem Geiſte zogen die Bilder der glückſeligen Jugend und des herben Geſchicks, welches die meiſten Kinder Maria Thereſia's erfahren mußten, vorüber. „Maria Thereſia", ſchrieb damals Chriſtine [1]), „hätte nie geglaubt, daß ſie Kinder in die Welt geſetzt habe, welche von den Böſen gepeinigt, durch Kabalen unterdrückt, mit Schimpf aller Art bedeckt werden und ihr Leben auf dem Schaffot endigen ſollten. Ich kann mich gar nicht über den Kummer tröſten, den die Unglückliche noch in ihren letzten Monaten erfahren mußte, beſonders wegen ihrer Kinder, denn ſie ſelbſt iſt glücklich; der Tod ſchließt allen Gram und alles Leid." Aus den Niederlanden erfuhren ſie, daß die franzöſiſche Armee ganz Belgien geräumt habe, Dumouriez ſelbſt flüchtig geworden, daß aber die Stände in ihrem früheren Widerſtande verharrten.

Chriſtine und Albert blieben das ganze Jahr 1793

[1]) An Eleonore Liechtenſtein, Dresden 11. Nov. 1793.

in Dresden. Zum erstenmal empfanden sie die Noth des Lebens selbst in ihrem Haushalte. Der Gegensatz war zu empfindlich. In den Niederlanden hatten sie Schlösser und Güter zur Verfügung, nun irrten sie flüchtig in der Welt herum; in Brüssel bezogen sie einen Gehalt von 385.000 fl. oder 540.000 Brabanter Gulden. Nun hatte dies Einkommen aufgehört. Es fehlte an Geld für Haus und Hof und den ganzen Zug von Leuten, die in ihren Diensten standen. Mehr als hundert Personen, Beamte, Aerzte, Gärtner, Jäger, die nun in alle Welt zerstreut waren, Pensionisten noch vom Hofhalt Herzogs Karl von Lothringen, mußten von Monat zu Monat versorgt werden. Der Ertrag ihrer Güter reichte dafür nicht zur Hälfte hin. Sie hatten schon früher empfindliche Opfer gebracht [1]); ihr Gehalt in Belgien war von den Ständen nie vollständig gezahlt worden, es war noch im letzten Jahre eine Summe von 671.000 fl. rückständig. Christine hatte in Wien von allem dem gesprochen und der Kaiser hatte ihr zugesagt, daß sie so wenig als möglich verlieren sollte [2]). Sie verlangte

[1]) Die Uebersiedlung von Preßburg nach Brüssel 1782 hatte allein 167.231 fl. gekostet. Für die Herstellung des Palais Royal in Brüssel und die Reparaturen von 1781—92 wurden 321.954 fl. ausgegeben. Welche Summe kostete Palais und Park von Marimont, von Tervuren! Bei der Flucht waren fünf Tafelservices und ein Mobiliar von großem Werth im Meer versunken; das Gefolge mußte mit 60.000 fl. besonders entschädigt werden u. a.

[2]) Briefe K. Franz an Christine 16. März, 3. August 1793.

eine jährliche Summe von 385.000 fl., welche in ihrem Ehecontracte bestimmt und von Kaiser Joseph, Leopold und Franz II. anerkannt war; sie verlangte ein Haus in Wien und vor allem die Freiheit zu gehen und zu kommen, wie sie dieselbe zur Zeit Maria Thresia's genossen hatte. Da der Kaiser etwas zähe darauf einging, verzichtete Christine auf die Hälfte der Summe und verlangte für die Kriegszeit nur 192.500 fl. Die Verhandlungen spannen sich bis in's Jahr 1794 fort und die Erzherzogin kam darüber in einen lebhaften Briefwechsel mit Colloredo und Rosenberg [1]). Kaiser Franz bot ihr das Haus auf der Bastei an, welches Graf Tarouca 1754 an Maria Thresia verkauft hatte, und versicherte ihr später in einem Briefe alle ihre Forderungen [2]). Das Haus wurde damals von dem alten Minister Hatzfeld bewohnt, der auf den Tod darniederlag. Die Erzherzogin bat deßwegen keine Veränderung vorzunehmen; erst 1795 wurde es ihr überlassen.

Nachdem die häuslichen Angelegenheiten in einige Ordnung gebracht waren, kehrten Christine und Albert

[1]) Briefe der Erzherzogin an Rosenberg 12. August, 2. September 1793, Rosenberg's an Christine 11. August, 18. September 1793.

[2]) Für ihre Lebenszeit 385.000 fl.; für die Dauer des Krie- nur 192.500; die andere Hälfte sollte nach dem Krieg in Terminen nachgezahlt werden. K. Franz an Christine, 28. März 1794. Inzwischen auch dieser Gehalt wurde nicht immer gezahlt; 1798 betrug der Rückstand mit der Schuld der belgischen Stände mehr als eine Million.

im Jänner 1794 nach Wien zurück. Sie fanden hier den Kurfürſten Maximilian von Köln, der ſich aus ſeiner dem Krieg nahen Reſidenz nach Wien begeben hatte, um den Eifer zum Kriege neu zu beleben. Er war wie immer einfach, geiſtreich, witzig und voll Vertrauen für ſeine Schweſter. Er kehrte nochmals in ſein Land zurück, mußte aber ſchon im October vor den Franzoſen flüchten und richtete ſich dann in Mergentheim als Deutſchordensmeiſter ein. Herzog Albert hatte in Wien auf ein ruhiges, friedliches Leben gehofft. Er wollte ſeine Tage in ſtiller Muße und in der freien Thätigkeit des Geiſtes hinbringen. Der Ernſt der Zeit, der Befehl des Kaiſers und ſein eigener Entſchluß, der guten Sache ſo lange als möglich zu dienen, riefen ihn nochmals in's öffentliche Leben zurück.

Der Feldzug von 1793 hatte nach dem günſtigen Anlauf in Belgien ein trauriges Ende genommen. Preußen zog ſich, weil der polniſche Erwerb nicht raſch genug abfiel, von Oeſterreich zurück, der ganze große Bund gegen die Revolution war zerrüttet, nur England und Oeſterreich wollten den Kampf mit der äußerſten Anſtrengung durchführen. Letzteres hatte im Winter von 1793 auf 94 ſeine Streitkräfte am Rhein und in den Niederlanden vermehrt. Um von Preußens Hilfe nicht abhängig zu ſein, wurde am Rhein aus öſterreichiſchen Truppen und den Contingenten der Stände eine deutſche Reichsarmee gebildet. Ueber dieſe Armee ſollte Herzog

Albert den Befehl führen. Wenige Tage nach seiner Ankunft in Wien hatte ihn der Erzherzog Maximilian im Auftrage des Kaisers gefragt, ob er diese Mission übernehmen wolle. Der Herzog war nicht blind für die Schwierigkeiten, welche sich bei der bitteren Entzweiung der deutschen Großmächte, bei den selbstsüchtigen Interessen der deutschen Reichsglieder einem glücklichen Erfolge entgegenstellten, aber er erinnerte sich, wie er in seinen Memoiren schrieb, „daß ein wahrhaft eifriger Bürger dem Vaterlande die Anwendung seiner Kraft nicht versagen dürfe, so lange er ihm irgendwie nützlich sein kann." Da ihm zugleich einer der tüchtigsten Generale der Armee, Brown, zur Seite gegeben wurde, entschied er sich den Posten anzunehmen. Am 2. April reiste der Kaiser von seinen Brüdern Karl und Joseph und den Ministern Thugut und Trautmannsdorf begleitet in die Niederlande; Herzog Albert verließ Wien am 4., ging zuerst nach Mergentheim, wo seine Gemahlin einstweilen zurückblieb, und dann in's Hauptquartier nach Heidelberg. Am 17. übernahm er das Kommando. Die Armee bestand aus Oesterreichern, deutschen Reichstruppen und einem Corps französischer Emigranten unter dem Prinzen Condé, ungefähr 53.440 Mann, die von Germersheim bis Rheinfelden vertheilt waren. Die Franzosen hatten am linken Rheinufer 56.000 M. unter Michaud, 10- bis 12.000 bei Kaiserslautern und der Rest unter Jourdan stand den

Oeſterreichern und Preußen entgegen, welche von Trier herkamen. Die Leitung der preußiſchen Armee am Rhein war an Marſchall Möllendorf übergegangen. Der König von Preußen hatte kurz vorher die Convention mit den Seemächten unterzeichnet, welche ihm für 62.000 M. Subſidien zahlen ſollten. In Wirklichkeit ſtanden aber nur 40.000 M. unter den Waffen; auch die 20.000 M., welche nach dem Vertrage mit dem Kaiſer geſtellt werden ſollten, fehlten, obwohl monatlich 100.000 fl. dafür gezahlt wurden. Die Reichsarmee ſelbſt war keine ſolche nationale Waffenrüſtung, wie ſie Oeſterreich beabſichtigt hatte. Der „ſäumigen und ungehorſamen" Reichsſtände gab es mehr als je. Dänemark und Schweden erfüllten ihre Bundespflicht gar nicht; Mecklenburg und Hannover ſchickten keinen Mann, der Herzog von Braunſchweig kehrte in den erſten Tagen wieder um und die Heſſen wollten aus ihren Plätzen nicht heraus. Die Armee war nicht größer als ſie ein Jahr früher Wurmſer befehligt hatte, war aber ſo vertheilt, daß ein Corps im Trier'ſchen, ein anderes im Breisgau ſtand. Die ganze Rüſtung zeigte die Verkommenheit der deutſchen Wehrverfaſſung. Man hatte nur 40 Kanonen. Die Befeſtigungen von Altbreiſach, Freiburg und Kehl waren geſchleift, jene von Philippsburg verfallen. Mannheim gehörte nicht zum Kommando, und der Kurfürſt war ſo eiferſüchtig auf Oeſterreich, daß ſein Kommandant, als

der General Brown mit den Oeſterreichern einrücken wollte, die Truppen aufrief und die Kanonen ſtellen ließ.

Herzog Albert berichtete über alles das an den Kaiſer und bat um Befehle. Wie früher die vier erſten Monate im Jahre vergangen waren, nur um die wankende Coalition zuſammenzuhalten, ſo wurden jetzt Wochen verloren, ehe man zu einer Thätigkeit kam. Der Feldzug in den Niederlanden war eröffnet. Die Armee beſtand dort vereinzelte hartnäckige Kämpfe, aber ohne großen Erfolg, und die tiefe innere Entzweiung Oeſterreichs und Preußens trat überall hervor. Am Rhein waren Herzog Albert und Möllendorf entſchloſſen, die feindlichen Armeen, die ihnen gegenüber ſtanden, anzugreifen. Beide hatten einen redlichen Willen und waren zu gemeinſamen Unternehmungen geneigt. Am 16. Mai wurde darüber in einer Conferenz in Mainz verhandelt. Von den Preußen waren die drei Miniſter Haugwitz, Schulenburg und Hardenberg, die Generale Möller, Grauert und Major Pfuhl gegenwärtig; die Oeſterreicher vertrat General Seckendorf, der Adjutant des Herzogs. Möllendorf hielt eine Operation zwiſchen dem Rhein und der Saar für das allein Richtige. Herzog Albert ſollte bei Mannheim über den Rhein gehen, die Preußen würden Saarlouis nehmen. Seckendorf kam am 18. Mai nach Heidelberg und theilte dem Herzog die Meinung des preußiſchen Marſchalls mit. Dieſer war im Grund derſelben Anſicht und verabredete mit Major Pfuhl die

gemeinſame Operation. Am 22. Mai gingen die Oeſterreicher bei Mannheim über den Rhein, am ſelben Tage rückten die Preußen vor und es erfolgte nun der allgemeine Angriff auf die Linien der Franzoſen. Dieſe mußten ihre Stellung bei Kaiſerslautern räumen und wurden trotz des hartnäckigen Widerſtandes am Rehbache zum Rückzug gezwungen. Ein kühner Reiterangriff Blücher's ſchlug ſie nochmals bei Kirweiler zurück. Durch das gemeinſame Zuſammenwirken der Oeſterreicher und Preußen war mit einem Ruck das ganze franzöſiſche Heer an die Vogeſen zurückgeſchoben und eine Stellung erobert, von der man muthig weiter gehen konnte. Daß dies nicht geſchah, vielmehr eine Pauſe von Monaten eintrat, war nicht Schuld der Heere und ihrer Führer, ſondern des diplomatiſchen Gewebes, von welchem alle kriegeriſchen Operationen jener Zeit auf's unheilvollſte umflochten waren. Die Engländer forderten für ihr gutes Geld auch die Hilfe der Preußen in Belgien, Möllendorf wollte nicht vom Rhein fort, erhielt jedoch auf alle ſeine Anfragen von Berlin nur verzögerte unbeſtimmte Antworten. Die Verhandlungen darüber wurden bis Ende Juni fortgeführt und Herzog Albert ſah ſich in ſeiner beſten Thätigkeit gehemmt. Der Kaiſer ſchrieb ihm, daß er die Niederlande verlaſſen und ohne Aufenthalt nach Wien zurückgehen werde; wegen der engliſchen Forderungen in Maſtricht möge der Herzog beruhigt ſein, alle Maßregeln ſeien getroffen, wenn die

preußiſche Armee den Rhein verlaſſen würde. Prinz Albert nahm an, daß ihm Verſtärkungen zugeſchickt würden, obwohl er nicht wußte woher. Er verlangte von Möllendorf eine Erklärung, wie er es mit den 20.000 M. halten wolle, welche die Oeſterreicher vertragsmäßig unterſtützen ſollten. Der Marſchall erwiederte, er habe ſeinem Könige lebhafte Vorſtellungen gegen den Marſch in die Niederlande gemacht und hoffe, daß es davon abkommen werde; wenn er marſchiren müßte, würde das Corps Kalkreuth zurückbleiben. Die Franzoſen hatten ſich in dieſer Zeit verſtärkt und eine beſſere Verbindung hergeſtellt. Sie griffen Anfangs Juli die Verbündeten an. Herzog Albert warf ſie bei Schweigenheim durch einen friſchen Reiterangriff zurück, er unterſtützte die Preußen unter Hohenlohe, aber die Verbindung der beiden preußiſchen Hauptcorps wurde durchbrochen und ihre ganze Armee zum Rückzug gezwungen. Albert kam dadurch in Gefahr von den Franzoſen umgangen zu werden und führte ſeine Truppen am 14. Juli nach Speier und über den Rhein nach Mannheim zurück. Der Feldzugsplan war mitten entzwei, die gute Kameradſchaft der Oeſterreicher und Preußen wieder aufgelöſt. Die beiden Führer verhandelten, wer Mainz, Trier oder Coblenz decken ſolle, und inzwiſchen wurde das Schickſal der verbündeten Armee in den Niederlanden entſchieden. Die Schlacht bei Fleurus ging verloren, die Oeſterreicher wichen aus Namur, Löwen, Mecheln

zurück, der Zuſammenhang der Armeen war zerriſſen. Die Preußen klagten über die Oeſterreicher, dieſe über die Preußen. Ihre Diplomaten und Feldherren betrachteten ſich mit wenigen Ausnahmen eher als Feinde denn als Freunde. Herzog Albert und Marſchall Möllendorf vereinigten ſich noch einmal in den Conferenzen zu Schwetzingen, um Trier wieder zu gewinnen, aber mit den Verhandlungen vergingen Wochen, und als man ſich Mitte September in Bewegung ſetzte, ſchrieb Möllendorf an den Herzog, „daß er ſich nur in der Defenſive halten könne.“ Er erhielt von Berlin den Befehl, ſich in keinen Kampf mehr einzulaſſen und die preußiſche Armee über den Rhein zurückzuführen. Die Franzoſen folgten ihr auf dem Fuße nach und die Alliirten hatten am linken Ufer des Rheins nichts mehr als Rheinfels, Mainz und den Brückenkopf bei Mannheim. Herzog Albert ſollte das Reich auf der ganzen Linie von Mainz bis Baſel ſchützen. Von Wien erhielt er den Befehl, mit Möllendorf gemeinſam vorzugehen, während dieſer ſich auf keine Unternehmungen mehr einließ, und nur darauf bedacht war, die Armee dem Könige unverletzt zu erhalten. Noch im December ſchickte Herzog Albert zwei Officiere an den Marſchall, um die Gefahr, welche Mannheim bedrohte, noch zeitlich abzuwenden. Möllendorf wich aus und antwortete nur in allgemeinen Ausdrücken, er werde den Angriff der Oeſterreicher auf die Franzoſen, welche den Brückenkopf von Mannheim be-

drohten, durch Demonstrationen auf dem rechten Rheinufer unterstützen; ohne bestimmten Befehl seines Souverains könne er sich in nichts einlassen. Den Officieren sagte er zuletzt ganz offen, daß er nach den Instructionen seines Königs nichts thun könne.

Der Herzog erkannte, daß er von den Preußen keine Unterstützung mehr erwarten könne. Er brachte in Erfahrung, daß sie den Frieden wünschten und durch untergeordnete Agenten auf neutralem Boden bereits Einverständnisse angeknüpft waren. Bei den Franzosen waren die Friedensgerüchte allgemein. Als ein preußisches Husarenregiment vor Mainz mit den Franzosen in ein Gefecht kam, schrien diese über Verrath und Friedensbruch. Man weiß, was die preußische Militärmacht am Rhein gebunden hielt. Der von Mysticismus und Genußsucht entnervte König war des Kampfes müde geworden. Sein unsicheres Schwanken, die Selbstsucht bei jedem politischen Schritte führte Oesterreich zu einer Annäherung an Rußland. Das wirkte auf die Ereignisse in Polen und die Stimmung in Berlin. Die Umtriebe der Friedenspartei, das Ausbleiben der englischen Gelder machten den König nach einigem Zögern zum Frieden geneigt. Noch bevor das Jahr zu Ende ging, traf die preußische Friedensgesandtschaft in Basel ein.

Während hier über Waffenstillstand und Rheingrenze verhandelt wurde, während im Osten Oesterreich und Rußland sich über die dritte Theilung Polens ein-

verſtanden, brachten die Franzoſen das Fort von Mannheim in ihre Gewalt und bereiteten ſich auf ein Unternehmen gegen das wichtigſte Bollwerk deutſcher Freiheit, gegen Mainz vor. Herzog Albert hielt, nachdem Möllendorf alle Hilfe abgeſagt hatte, am 21. December in Mannheim einen Kriegsrath, ob man den Rhein überſchreiten und die Franzoſen vom Fort vertreiben könne. Die Generale erklärten dies für unmöglich, weil durch das Eis die Brücke bedroht ſei; man könne nur durch ſcharfe Ausfälle die Arbeit der Feinde unterbrechen, bis der Eisgang vorüber und die Verbindung der Ufer hergeſtellt ſei. Während der Berathung riß das Eis die Schiffbrücke durch, und die Verbindung war ganz unterbrochen. Die Franzoſen verlangten nun die Uebergabe des Forts. Der Kommandant Deroy wies die erſte Aufforderung zurück; als dieſe am 23. December wiederholt wurde, erklärte er das Fort übergeben zu wollen, wenn Mannheim nicht beſchoſſen und der freie Abzug der Truppen mit der Artillerie und allem Eigenthum des Kurfürſten geſtattet würde. Herzog Albert fügte noch hinzu, daß die franzöſiſchen Werke zerſtört und das Fort ſelbſt von pfälziſchen Truppen geſchleift werden ſollte. Die feindlichen Generale Michaud und Vachot gingen dieſe Bedingung nicht ein. In der Chriſtnacht eröffneten die Franzoſen ein furchtbares Feuer auf das Fort und die Stadt. Viele Einwohner wurden getödtet oder verwundet, mehrere Häuſer zerſtört, das Palais

des Prinzen von Pfalz-Zweibrücken, der mit ſeiner Familie in Mannheim weilte, ſtark beſchädigt; die Fürſtin und ihre Kinder waren in Gefahr von einer Bombe getödtet zu werden. Der Schrecken der guten Bürger war groß. Der Gouverneur der Stadt, Baron Belderbuſch wollte, als die Franzoſen Tags darauf die Aufforderung zur Uebergabe wiederholten, das Fort, die Truppen, alles opfern. Der öſterreichiſche General Wartensleben brachte es wenigſtens dahin, daß man den freien Abzug der Garniſon und die Schleifung des Forts forderte. Am Weihnachtstag 1794 wurde die Capitulation unterzeichnet. Mannheim ſollte nicht mehr bombardirt, die Truppen frei abziehen und das Fort eingeriſſen werden. Den ganzen Morgen wurden Lebensmittel, Munition herübergeſchafft, die 3000 Mann marſchirten aus und zu Mittag wurde das Fort übergeben. Herzog Albert ſagt über das Ereigniß: „Wer die Lage des Forts kennt, wird wiſſen, daß es nicht mehr zu halten war von dem Moment, als die preußiſche Armee ſich von Worms entfernte. Wir hatten alles gethan, durch zehn Wochen die Belagerung ausgehalten und den Feind verhindert, etwas gegen Mainz auszuführen. Schon den 28. December marſchirte der größte Theil des franzöſiſchen Corps unter Vachot vor Mainz; nur ein kleiner Theil blieb zur Schleifung des Forts und Bewachung des Ufers zurück."

Der Herzog fügt, indem er die Ereigniſſe des

Jahres 1784 in ſeinen Memoiren beſchreibt, eine Betrachtung des ganzen Feldzuges hinzu: „Mit dem Verluſt des Forts von Mannheim endigte der Feldzug von 1794. Ein unglückſeliges Jahr war vorübergegangen. Mit welchen Hoffnungen hatte es begonnen, wie war das Ende! Das Unglück kam unerwartet, wenn man die Kräfte und Mittel berechnete, welche von den Verbündeten für einen entſcheidenden Krieg aufgewendet waren. Viele hatten behauptet, daß dieſe Kräfte gegen die Macht, welche Frankreich ſtellen würde, nicht ausreichen könnten; ſie ſchienen jetzt gerechtfertigt. Die Franzoſen handelten nach einem ausgezeichneten Operationsplane; er gereicht dem Comité zu Paris, das ihn entworfen, wie den Generalen, welche ihn ausgeführt haben, zur Ehre. Der Feldzug gab Zeugniß, was eine Armee leiſten kann, die von einem Willen, von einem Punkte aus geleitet wird; er gab Zeugniß, daß eine Armee bei aller Tapferkeit keinen Erfolg zu erreichen vermag, wenn ihre Operationen von wechſelnden politiſchen Strömungen, von den verſchiedenen Intereſſen verbündeter Mächte abhängen und durch einzelne eigenmächtige Generale oftmals durchkreuzt werden. Die verbündeten Heere waren den Franzoſen an Taktik und Organiſation überlegen, aber die feindlichen Generale vermieden von Anfang jede große Schlacht, deren unglücklicher Ausgang ein entſcheidender Schlag geweſen wäre. Sie beſchränkten ſich darauf, die Fortſchritte der Verbündeten zu hemmen,

des Prinzen von Pfalz-Zweibrücken, der mit ſeiner Familie in Mannheim weilte, ſtark beſchädigt; die Fürſtin und ihre Kinder waren in Gefahr von einer Bombe getödtet zu werden. Der Schrecken der guten Bürger war groß. Der Gouverneur der Stadt, Baron Belderbuſch wollte, als die Franzoſen Tags darauf die Aufforderung zur Uebergabe wiederholten, das Fort, die Truppen, alles opfern. Der öſterreichiſche General Wartensleben brachte es wenigſtens dahin, daß man den freien Abzug der Garniſon und die Schleifung des Forts forderte. Am Weihnachtstag 1794 wurde die Capitulation unterzeichnet. Mannheim ſollte nicht mehr bombardirt, die Truppen frei abziehen und das Fort eingeriſſen werden. Den ganzen Morgen wurden Lebensmittel, Munition herübergeſchafft, die 3000 Mann marſchirten aus und zu Mittag wurde das Fort übergeben. Herzog Albert ſagt über das Ereigniß: „Wer die Lage des Forts kennt, wird wiſſen, daß es nicht mehr zu halten war von dem Moment, als die preußiſche Armee ſich von Worms entfernte. Wir hatten alles gethan, durch zehn Wochen die Belagerung ausgehalten und den Feind verhindert, etwas gegen Mainz auszuführen. Schon den 28. December marſchirte der größte Theil des franzöſiſchen Corps unter Vachot vor Mainz; nur ein kleiner Theil blieb zur Schleifung des Forts und Bewachung des Ufers zurück."

Der Herzog fügt, indem er die Ereigniſſe des

Jahres 1784 in ſeinen Memoiren beſchreibt, eine Betrachtung des ganzen Feldzuges hinzu: „Mit dem Verluſt des Forts von Mannheim endigte der Feldzug von 1794. Ein unglückſeliges Jahr war vorübergegangen. Mit welchen Hoffnungen hatte es begonnen, wie war das Ende! Das Unglück kam unerwartet, wenn man die Kräfte und Mittel berechnete, welche von den Verbündeten für einen entſcheidenden Krieg aufgewendet waren. Viele hatten behauptet, daß dieſe Kräfte gegen die Macht, welche Frankreich ſtellen würde, nicht ausreichen könnten; ſie ſchienen jetzt gerechtfertigt. Die Franzoſen handelten nach einem ausgezeichneten Operationsplane; er gereicht dem Comité zu Paris, das ihn entworfen, wie den Generalen, welche ihn ausgeführt haben, zur Ehre. Der Feldzug gab Zeugniß, was eine Armee leiſten kann, die von einem Willen, von einem Punkte aus geleitet wird; er gab Zeugniß, daß eine Armee bei aller Tapferkeit keinen Erfolg zu erreichen vermag, wenn ihre Operationen von wechſelnden politiſchen Strömungen, von den verſchiedenen Intereſſen verbündeter Mächte abhängen und durch einzelne eigenmächtige Generale oftmals durchkreuzt werden. Die verbündeten Heere waren den Franzoſen an Taktik und Organiſation überlegen, aber die feindlichen Generale vermieden von Anfang jede große Schlacht, deren unglücklicher Ausgang ein entſcheidender Schlag geweſen wäre. Sie beſchränkten ſich darauf, die Fortſchritte der Verbündeten zu hemmen,

die einzelnen Corps durch kleine Anfälle zu reizen, zu ermüden, ihre Erfolge zu schwächen; sie profitirten von der Zahl ihrer Truppen, an den Flanken der verbündeten Armee zu manövriren; sie ließen sich von keiner Niederlage, keinem noch so großen Verluste abschrecken, sie kamen zum Ziel, griffen die Flanken an und zwangen die Hauptarmee sich zurückzuziehen, daß sie sich gar nicht weiter sammeln konnte. So wurden die Franzosen wieder Herren ihres Landes, sie eroberten Belgien, das deutsche Land am linken Rheinufer, Flandern, Brabant und Geldern, das den Holländern gehörte. Sie hatten 21 befestigte Städte eingenommen und hielten nun alles Land von der Maas bis zum Rhein, bis Nimwegen besetzt. Welche entschiedene Erfolge hatten sie in Spanien, an der Grenze von Piemont erfochten! Die Revolution war befestigt, innerlich gestärkt, sie war eine europäische Macht geworden. — Wie konnte das alles bei den günstigen Verhältnissen, unter welchen die Verbündeten den Feldzug eröffneten, geschehen? Ein Hauptfehler war der Mangel eines bestimmten Planes zwischen den Höfen. Ich selbst wurde zur Armee geschickt, ohne daß mit Preußen eine bestimmte Vereinbarung getroffen war. Die Ungewißheit, ob ihre Armee bleiben oder nicht bleiben würde, war ein Hinderniß für alle meine Bewegungen. Die Politik wirkte überall störend ein. Ich will nicht den General der alliirten Armee beschuldigen, er mußte nach den Befehlen, die er von Berlin erhielt,

ſo handeln und war in ſeinen beſten Entſchließungen von Perſonen abhängig, denen das allgemeine Wohl wenig am Herzen lag. Mit meiner kleinen Armee konnte ich mich nur in der Defenſive halten und im Ganzen nur eine nebengeordnete Rolle ſpielen. Ich ſollte das Reich von Baſel bis Mannheim vertheidigen, und konnte nicht hindern, daß Trier, Coblenz, der Brückenkopf von Mannheim verloren gingen. Ich mußte mich glücklich ſchätzen, daß ich bei dieſen mißlichen Umſtänden keinen größeren Nachtheil erlitt; mit vollem Recht kann ich mich rühmen, die Fortſchritte der Franzoſen aufgehalten und ihre Projekte auf Mainz vereitelt zu haben. — Jeder, der die Reichsarmee kannte, wußte wie es mit ihr ausſah. Die beſten Truppen, wie die Preußen, Sachſen, Heſſen, jene von Braunſchweig, Würzburg und Salzburg waren anderen Armeen zugetheilt. Mir blieben die Kontingente der Kreiſe, Mainzer und Baiern, meiſt neu ausgehobene Truppen. Gemeine wie Officiere verſtanden den Dienſt nicht. Jedes Contingent hatte ſein beſonderes Magazin, es fehlte an Artillerie, Munition; es gab tauſend Schwierigkeiten ſie in Bewegung zu ſetzen, ich konnte ſie nur auf Poſten brauchen, welche wenig ausgeſetzt waren. Dieſe Truppen und die Emigranten unter Condé bildeten faſt den dritten Theil meiner Armee. Das Corps an der Moſel war ganz von mir getrennt; ich hatte Truppen in Philippsburg, Mannheim, Mainz und Ehrenbreitſtein. Bei wichtigen Angelegenheiten konnte

ich mich nur auf die kaiſerlichen Truppen verlaſſen, und von dieſen mußte ich auf Befehl des Kaiſers ein Corps im Breisgau und in Vorderöſterreich laſſen. Gegen Ende des Feldzugs mußte ich noch 20.000 M. nach Mainz und Ehrenbreitſtein ſchicken. Man kann daraus ſchließen, wie viel mir von den 50.000 M. für raſche Operationen blieb. Dazu hatte ich keine feſten Plätze, welche mir beim Angriff eine Stütze geben konnten. Mannheim wollte ich nicht verlaſſen, da der Souverain ſelbſt eine ſchwankende Geſinnung zeigte; Mainz und Ehrenbreitſtein lagen außerhalb des Feldes, das mir zugewieſen war. Es fehlte mir an Geld. Was von Wien kam, reichte eben für die kaiſerlichen Truppen aus, was von den Reichsſtänden gezahlt wurde, war ungenügend; welche Koſten wurden auf Mainz und Ehrenbreitſtein verwendet! Der bevollmächtigte Miniſter bei der Armee geſtattete keine Erhebungen; alles mußte bar bezahlt, alles geſchont werden. Die engliſchen Gelder hatten noch dazu die Getreidepreiſe in's Unglaubliche hinaufgeſchraubt. — Wahrhaftig die Schwierigkeiten, die mir entgegenſtanden, waren groß. Die Vorſtellungen, die ich dem Kaiſer und dem Reiche machte, befreiten mich wenigſtens von dem Vorwurfe, durch mein Stillſchweigen zu dem Unglück beigetragen zu haben, welches über das Reich und das ganze europäiſche Gemeinweſen hereinbrach."

Das Fort von Mannheim war kaum übergeben, als ein Theil des franzöſiſchen Heeres gegen Mainz

marſchirte. Es wurde dort an den Verſchanzungen gearbeitet, welche die Stadt von der Weſtſeite einſchließen ſollten und die ein Jahr nachher Clerfait ſo muthvoll durchbrochen hat. Herzog Albert war am Neujahrstage ebenfalls nach Mainz gegangen, um ſich von dem Zuſtande der Feſtung zu überzeugen. Er ſetzte bei einer furchtbaren Kälte und bei einem Hochwaſſer, auf dem die Eisſchollen hertrieben, über den Rhein. Auf dem Wege hatte er die Vorpoſten der preußiſchen Armee, die ihre Stellung zwiſchen Gernsheim und dem Main noch inne hatte, gefunden. Der Herzog beſuchte den Marſchall Möllendorf in ſeinem Hauptquartier zu Hochheim, um mit ihm wegen Mainz zu ſprechen. Die Andeutungen des Marſchalls ließen keinen Zweifel, daß die Preußen bereit waren, die Reichsfeſtung preiszugeben. Statt auf die Anträge des Herzogs einzugehen, gab der Marſchall trockene Lehren, welche Dispoſitionen die Oeſterreicher treffen ſollten, wenn die Franzoſen Herren von Mainz würden; er ſprach davon wie von einem unzweifelhaften Ereigniſſe. Der Herzog verließ ihn in einer tiefen Mißſtimmung. Dieſe nahm von Tag zu Tag zu; er hatte keine Hoffnung mehr auf ein gedeihliches Wirken. Im Februar marſchirten die Preußen rheinabwärts, um wie ſie ſagten, Weſtphalen zu ſchützen. Möllendorf ließ noch bei dem Herzog anfragen, ob die Oeſterreicher in die verlaſſenen Poſten einrücken wollten. Die ganze Reichsarmee löſte ſich auf. Einige Kontin-

gente waren so zerfallen, daß der Herzog sie auf dem Marsche innehalten ließ; der General der schwäbischen Kreistruppen versagte offen den Gehorsam. Die Dinge lagen so, daß jeder nur an sein eigenes Heil dachte. Die Unterhandlungen in Basel waren soweit vorgerückt, daß beide Theile nur noch in der Form auseinandergingen. Die gesammte politische Lage war ungestaltet, die Zukunft ungewisser als je. Von Wien kamen Briefe, welche dem Herzog die besondere Pflicht auferlegten, alles für die Erhaltung von Mainz einzusetzen; aber er erhielt weder politische noch militärische Anweisungen und alle seine Vorschläge wurden mißbilligt. Ein Brief des Kaisers vom 21. Februar enthielt die Mittheilung, daß Clerfait den Auftrag habe, alle österreichischen Truppentheile am linken Rheinufer zu vereinigen und den Angriff im Frühjahre neuerdings zu beginnen. Der Herzog wurde aufgefordert, alle österreichischen Truppen seiner Armee Clerfait zuzuschicken. Prinz Albert kam dadurch in eine Lage wie 1792 beim Beginn des Feldzuges in den Niederlanden. Man zog ihm den Boden unter den Füßen weg. Er war Reichsmarschall ohne Armee und einem anderen General untergeordnet. War ihm schon zu Anfange des Winters bei dem allgemeinen Mißgeschick die Lust vergangen, weiter zu dienen, so faßte er nun, als der Kaiser seiner Kriegführung nicht mehr zu vertrauen schien, seine Entschlüsse. Er bat in einem Briefe vom 25. Februar um seine Entlassung.

„In dieſer Zeit", ſchrieb er dem Kaiſer, „kann nur ein Mann des Vertrauens Gedeihliches wirken." Erzherzog Karl, der Anfangs April von Heidelberg nach Wien reiſte, mußte die Bitte des Herzogs wiederholen. Nach einigem Zögern gab der Kaiſer ſeine Einwilligung. Erſt am 23. Mai wurde der Abſchied des Herzogs bekannt gemacht und zugleich beſtimmt, daß alle ſeine Truppen dem Kommando Clerfait's unterworfen ſein ſollten. „So endigte ich", ſchrieb der Herzog, „nicht ohne tiefen Schmerz die Laufbahn, die ich ſeit meiner Jugend mit viel Eifer und Hingebung verfolgt hatte. Für die wenigen Jahre, die mir noch auf dieſer Welt bleiben, will ich ein minder bewegtes Leben führen. Das wird jedoch niemals meine Vorliebe für den Soldatenſtand, in dem ich ergraut bin, vermindern, und zu jeder Zeit werden meine beſten Wünſche dem Ruhm und Sieg der Armee gelten, in welcher zu dienen ich die Ehre hatte."

Chriſtine war bei Beginn des Feldzuges nach einem kurzen Aufenthalte in Mergentheim an den Rhein gegangen. Sie wohnte wie in früheren Jahren bei ihrem Bruder in Bonn. Den ganzen Sommer brachte ſie in Einſamkeit und wechſelnden Beſorgniſſen zu. Im October überſiedelte ſie nach Schwetzingen, wo der Herzog ſein Hauptquartier hatte. Mitten im Kriegslärm verlebte ſie hier angenehme Tage. Das Schloß war wohnlich, der Garten prangte in den ſchönſten Farben; ſtundenlang

saß sie an dem See und genoß den herrlichen Blick auf Wald und Au bis zu den duftigen Höhen der Vogesen. Den Winter war sie mit dem Herzog in Heidelberg. Das Unglück im Kriege, der politische Zerfall, die ganze Noth der Zeit wirkten bei ihr noch tiefer als bei ihrem Gemahl. Sie war oft in fieberhafter Erregung und konnte kaum die Ruhe finden, eine Lectüre aufzunehmen oder Briefe zu schreiben. Die wenigen, die sie schrieb, legen in jedem Satz ihre düstere Stimmung zur Schau. Den einen Trost fand ihr Gemüth, daß sie den Erzherzog Karl bei sich hatte. Er war krank und leidend aus dem niederländischen Feldzuge zu ihr gekommen und suchte bei den Heidelberger Aerzten Hilfe. Christine pflegte ihn mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt bis er genesen war und im Frühjahr in frischer Gesundheit nach Wien zurückkehren konnte. Christine und Albert verließen Heidelberg Ende Mai, nachdem der Herzog sein Kommando niedergelegt hatte. Die Erinnerung an die freundliche Stadt freute sie trotz des Kummers, den sie dort erfahren hatten. Noch in Wien ließen sie sich Bilder von Schloß und Stadt malen und legten sie in ihre Sammlung. Auf ihrer Reise besuchten sie in Mannheim die Herzogin von Zweibrücken, eine Nichte Albert's, und in Bruchsal den Fürstbischof von Speier, Graf Sthrum, einen eigenthümlichen alten Herrn, der eine Leidenschaft für Rechtsstreite und Advokaten hatte und eben damals einen Proceß mit dem Prinzen von Condé wegen Phi-

lippsburg führte. In Karlsruhe trafen ſie den Markgrafen von Baden mit ſeiner Familie; ſie kannten ſie von Heidelberg her. Einige Tage verweilten ſie in Ludwigsburg. Der Herzog fand hier einen alten Kameraden aus dem ſiebenjährigen Kriege, den Prinzen Louis von Würtemberg; auch ſeine Frau, früher Hofdame in Dresden, war ihm aus alter Zeit bekannt. Herzog Friedrich von Würtemberg zeichnete ſeine Gäſte ſehr aus. Er führte ſie nach Stuttgart und unter anderen auch nach Hohenheim, das von Karl Eugen ſo prächtig hergerichtet war. Albert und Chriſtine fanden aber wenig Geſchmack an den künſtlichen Ruinen, zahlloſen Pavillons und all' den im Uebermaß angebrachten Zierrathen. Auf ihrer Weiterfahrt blieben ſie noch mehrere Wochen in Mergentheim ſo ſtill und einſam, als es nur möglich war. Der Kurfürſt von Köln hatte ſich bereits hierher geflüchtet. In Augsburg beſuchten ſie den Kurfürſten Clemens. Er war durch die Franzoſen ebenfalls um Land und Leute gekommen und lebte nun im Biſchofshof zu Augsburg oder im Schloß Oberndorf von einem geringen Einkommen. Sein fröhlicher Hof, die franzöſiſchen Prinzen und ihre luſtigen, leichtſinnigen Cavaliere waren in alle Welt zerſtreut. Erſt im Juli zogen Chriſtine und Albert nach Wien. Geräuſchlos, ohne Plan, vom Volke vergeſſen, von Wenigen erwartet kamen ſie wieder in ihrer Heimat an. Der

Kaiser hatte an Christine geschrieben [1]), er werde sie mit der größten Freude empfangen, alles solle nach ihrem Wunsche geordnet werden und sie könne in Wien leben wie es ihr gefalle. Christine bezog nun mit ihrem Gemahle das Haus an dem Augustinerkloster, das ihnen vom Kaiser als Eigenthum überlassen war. Der alte Minister Hatzfeld war gestorben, die Witwe ausgezogen. Fürst Starhemberg hatte die Wohnung auf des Kaisers Befehl neu einrichten lassen. So führte das Geschick Christine nach einer Wanderschaft von ein und zwanzig Jahren wieder in die Heimat und in dasselbe Haus zurück, in dem einst Prinz Albert seine ersten Liebesbriefe geschrieben und von Ruhm und Glück geträumt hatte.

[1]) Hetzendorf, 11. Juni 1795.

XI.

Wieder in der Heimat.

Juli 1795 — Juni 1798.

Wie ſtill und ausgelebt kam Chriſtine dieſes Wien vor, wenn ſie ſich an die rauſchenden Feſte Maria Thereſia's, an das rührige Leben unter Joſeph II. und an ſeine Kreiſe erinnerte, in denen jeder Keim für Schönheit und Wiſſenſchaft gepflegt ward. Die Noth der Zeit hatte alle Freuden des geſelligen Lebens geſtört. Kaiſer Franz wurde von den bunteſten und widerſprechendſten Rathſchlägen beſtürmt, die Kaiſerin lebte im engſten Familienkreiſe. Die Geſellſchaft am Hofe und in der Stadt war der Erzherzogin und ihrem Gemahle meiſtens fremd; nur wenige alte Freunde gingen bei ihnen aus und ein. Das waren der Oberſthofmeiſter Fürſt Georg Starhemberg, noch von Brüſſel her ihr guter Freund, der alte Marſchall Lascy, der Reichsvicekanzler Fürſt Colloredo, ein ſtolzer Ariſtokrat voll hochſinniger Anſchauungen, der aber ſeit 1793 von allem Einfluß auf die große Politik ausgeſchloſſen war. Von den Frauen wurden am liebſten jene aus dem engen Joſephiniſchen Kreiſe geſehen: die Fürſtin Leopoldine Liechtenſtein, eine geborne Gräfin Sternberg, noch aus der Thereſianiſchen Zeit eine der erſten Damen Wiens, ſeit 1781 Witwe; ferner die Fürſtinnen Kinsky, Clary,

Eßterhazy und vor allen die bewährte Freundin Eleonore Liechtenstein. Letztere war in tiefer Trauer, denn sie hatte in diesem Jahre ihren ältesten Sohn in einem Duelle und ihre Schwester, die milde und gütige Gräfin Rosa Kaunitz, verloren. Im Sommer desselben Jahres 1795 kam die unglückliche Tochter Ludwig's XVI., die Prinzessin Therese nach Wien. Sie wurde noch im Juni im Kerker des Tempels festgehalten, während ihr Bruder, der arme Dauphin, eines elenden Todes sterben mußte. Der Wohlfahrtsausschuß hatte ihr nicht gestattet, den sterbenden Bruder sehen und pflegen zu dürfen, so oft sie auch flehentlich darum gebeten. Das Directorium erlöste sie endlich aus der Haft und ließ sie in Hüningen einem kaiserlichen Kommissär übergeben. In Wien bewohnte sie das untere Belvedere. Sie war bleich, eingefallen, immer schweigsam und unzugänglich für allen Trost. Wenn sie den Namen ihrer Mutter hörte, rollten ihr die Thränen aus den Augen. Christine besuchte ihre Nichte öfters. Ein Ereigniß, das im Sommer 1795 den Hof in Trauer versetzte, war der plötzliche Tod des Erzherzogs Leopold. Er war der Bruder des Kaisers, 23 Jahre alt, der schönste Prinz der Familie, seit 1790 Palatin in Ungarn und allgemein beliebt. Vor kurzem hatte er bei Unterdrückung der geheimen demokratischen Gesellschaft unter dem Abt Martinovich viel Muth und Festigkeit bewiesen. Eine unglückliche Neigung Feuerwerke zu veranstalten brachte ihn um's Leben. Als er

am 10. Juli in Laxenburg im Uhlefeld'ſchen Haus damit beſchäftigt war, erfolgte eine Exploſion, welche zwei ſeiner Leute ſogleich tödtete und ihn ſo verwundete, daß er am dritten Tage ſtarb. Der Erzherzog Karl wohnte in dem Zimmer über ihm und wäre bald mit dem ganzen Haus in die Luft geſprengt worden. Die Erſchütterung und das Leid machten ihn ſo tiefſinnig, daß ſeine Tante ihn auf das Land nach Mannersdorf nahm und für einige Tage an den Neuſiedler See führte.

Uebrigens lebten Chriſtine und Albert von aller politiſchen Thätigkeit, von allem Einfluſſe entfernt. Sie hatten weder die Stellung noch die Neigung dafür. Die Politik Thugut's, welcher der Kaiſer damals folgte, war zu ſehr verſchieden von dem feſten, geraden Gange, in welchem Leopold II. die Dinge beherrſcht hatte. Sie ſtreifte ihnen zu ſehr in's Weite, Unbeſtimmte und brachte Verwicklungen und Gefahren. Der Herzog und Chriſtine waren weder mit der Theilung Polens noch mit der orientaliſchen Politik, welche zu ſehr auf die Entwürfe Katharina's und Joſeph's II. zurückging, einverſtanden. Noch weniger neigten ſie zu dem Grafen Franz Colloredo, dem ehemaligen Erzieher des Kaiſers, der in Oeſterreich am liebſten die alten feudalen Formen in Kirche und Staat hergeſtellt hätte. Das innere Staatsleben befriedigte ſie ebenſo wenig. Nach dem friſchen Aufſchwung unter Maria Thereſia, nach dem Stürmen und Drängen unter Joſeph ſchien alles in ein ruhiges mechaniſches

Administrationswesen eingeengt; es war ein Regiment ohne Frische, ohne Fortbildung. Ebenso wenig nahm Herzog Albert in militärischen Dingen Einfluß. Er hatte den guten Willen dafür, besaß viel theoretische Kenntnisse, eine reiche Erfahrung und Wissenschaft von Land und Leuten, aber Thugut hielt ihn fern wie den alten Lascy und den Marschall Coburg. Für die oberste Leitung des Kriegswesens war damals ein Ausschuß eingesetzt, dem der Kaiser gewöhnlich selbst präsidirte. Zum Comité gehörten Oberst Rollin, Adjutant des Kaisers, ein tapferer ergebener Officier, aber ohne Ruf und Achtung; Minister Thugut, der militärische Dispositionen häufig von diplomatischen Berechnungen abhängig machte, der alte Ahrenhoff, Director des Invalidenhauses, und Graf Nostitz, General der Cavallerie, ein ausgezeichneter Soldat und General, der die Achtung der ganzen Armee genoß.

Von diesem Ausschusse wurden die militärischen Operationen in den Feldzügen 1795 und 96 geleitet. Am 28. September 1795 vereinigten sich die drei Mächte Oesterreich, Rußland und England in einer Alliance mit dem bestimmten Versprechen, den Krieg mit aller Macht fortführen zu wollen. Oesterreich hatte den Herbstfeldzug bereits am Rhein und in den Alpen begonnen. Es ist oft erzählt, wie Clerfait mit frischen Schlägen die deutschen Waffen wieder zu Ehren gebracht hat. Er drängte Jourdan nach der Lahn zurück, sprengte die feindlichen

Bollwerke bei Mainz und half Wurmſer Mannheim erobern. Aber er hatte das Schickſal aller Männer von Talent, die während Thugut's Verwaltung das Oberkommando führten. Der militäriſche Ausſchuß in Wien hatte ſchon während des Feldzuges ſeine Operationen einer ſcharfen Kritik unterworfen [1]). Man rügte ſeine Eigenmächtigkeit wie den Freimuth, mit welchem er über die Heeresverwaltung ſprach. Er wurde im Jänner nach Wien berufen und nahm wenige Wochen nachher ſeinen Abſchied.

Den Oberbefehl über die Rheinarmee erhielt der Erzherzog Karl. Unbeſtritten war dieſer das beſte Talent, das im letzten Feldzuge hervorgetreten war. Kalte Bedachtſamkeit, kluge Berechnung und den kühnen Angriff, alles was den Feldherrn kennzeichnet, bemerkte man in jungen Jahren an ihm. Im ganzen Reiche richtete ſich das Vertrauen wieder auf und Feldherr und Armee entſprachen der Erwartung. Der Erzherzog erfocht die Siege bei Wetzlar, Teining, Amberg und Würzburg, er ſchlug die Franzoſen aus dem Inneren Deutſchlands bis über den Rhein zurück. Man jubelte in Oeſterreich, in ganz Süddeutſchland über die Züchtigung der fremden räuberiſchen Horden. Die glücklichen Erfolge wirkten auch auf die leitenden Kräfte zurück. Generaladjutant

[1]) Memoiren des Herzogs Albert.

Rollin wurde vom Kaiser entfernt und auf eine unschädliche Stelle versetzt.

Niemand war von den Kriegsthaten des jungen Feldherrn freudiger ergriffen als Albert und Christine. Der Herzog folgte allen seinen Zügen auf der Karte, zeichnete die Stärke der Truppen auf, die Tage der Gefechte, den Verlust der Feinde. Die Erzherzogin athmete bei jeder guten Nachricht frisch auf. Sie hatte im Beginn nur geringe Hoffnungen. „Gott erhalte und segne den Erzherzog", schrieb sie im Mai [1]), „denn der Horizont ist düster, der Anfang in Italien trostlos." Nach dem ersten Sieg bei Wetzlar gewann ihr geängstigtes Herz neuen Muth. „Die Erfolge meines theuren Erzherzogs machen mich glücklich; ich freue mich über alles, auch über seine gute Gesundheit, aber stürmen muß er nicht darauf, jetzt ist sein ganzes Wesen elektrisirt" [2]). Sie erkundigte sich bei allen Officieren, die aus dem Felde heimkehrten und freute sich über die Züge von persönlicher Tapferkeit, Schonung und Milde, die man von ihm erzählte. Den Sieg bei Amberg erfuhr sie auf einer Fahrt nach Mariazell. Unter freiem Himmel zwischen Berg und Wald las sie den Brief, der ihr die Nachricht brachte. „Gott sei gedankt", schrieb sie später, „daß er sich wohl befindet, daß die

[1]) 7. Mai 1796 an Kapitän Delmotte.
[2]) An denselben 30. Juni.

Monarchie gerettet, seine Mühe und Arbeit belohnt ist“ [1]). Sein Bild, das sie vor dem Feldzuge von dem Maler Ströllh hatte malen lassen, hing in ihrem Kabinete. Auch für andere Dinge war sie besorgt, denn sie hatte ihn für den Feldzug ganz ausgestattet und zahlte monatlich 3000 fl.

Anfangs Februar 1797 wurde der Erzherzog an die Spitze der neugebildeten italienischen Armee berufen. Er eilte durch Tirol nach Venetien, fand aber die Armee in einem traurigen Zustande. Die meisten Truppen waren zusammengeraffte Miliz, schlecht bewaffnet, nicht exercirt. Der bessere Theil war durch die Niederlagen unter Wurmser und Alvinzy herabgestimmt, ohne Zuversicht und Vertrauen. Der Erzherzog eilte nach Wien, um dem Kaiser darüber zu berichten und um Artillerie zu bitten. Thugut wollte seine Ankunft verhindern und hatte bereits dafür einen kaiserlichen Befehl erwirkt, der jedoch den Erzherzog erst vor den Thoren Wiens traf [2]). Er blieb nur acht Tage in Wien und war am 4. März bereits wieder im Hauptquartier zu Udine. Er mußte damit beginnen, die Regimenter zu organisiren, militärische Zucht und Ordnung neu zu begründen. So viel Mühe er sich gab, er konnte nicht daran denken, die Gefahren vor den Thoren der altösterreichischen Erb-

[1]) An Delmotte, 15. September 1796.
[2]) Memoiren des Herzogs Albert.

lande abzuwehren. Kämpfend, wenn auch ohne größere Schlacht, wichen die Oeſterreicher vor dem überlegenen Feinde zurück nach Kärnten, Steiermark bis Salzburg. Der Erzherzog hielt ſeine Kräfte für eine Hauptſchlacht in der Nähe von Wien zuſammen. Die Nähe des Feindes brachte in Wien alles in Verwirrung. Viele flüchteten, aber es zeigte ſich auch ein patriotiſcher Eifer, der dem Feinde mit den Waffen begegnen wollte. Freicorps wurden errichtet, die Bürger drängten ſich dazu, die Inſurrection in Ungarn wurde aufgerufen. Im ganzen öſterreichiſchen Volke war viel Kriegseifer; man brauchte die vorhandenen Kräfte nur zu organiſiren, zu leiten, aber dazu fehlte es an Muth und gutem Willen. Den Befehl über die Regimenter, welche Wien decken ſollten, erhielt General Mack, der eigens von ſeinem Gute in Böhmen dazu berufen wurde. Er ſtellte die Truppen zwiſchen dem Leithagebirge und der Donau ſo auf, daß ſie bei dem erſten ſicheren Stoß verloren ſein mußten [1]). Erzherzog Karl kam am 12. April nach Wien. Wenige Tage früher war der Waffenſtillſtand mit Bonaparte abgeſchloſſen worden. Die Friedenspolitik hatte geſiegt. Während am Rhein noch lebhaft und blutig gefochten wurde, kamen die Präliminarien in Leoben zu Stande. Sie traten Belgien an Frankreich ab, erkannten die Rheingrenze an und ſprachen Oeſterreich den Beſitz von

[1]) Die Memoiren des Herzogs.

Venedig, Istrien und Dalmatien zu. Es war ein fauler Friede, der nach vielem Zögern zu Campo formio im October unterzeichnet wurde. Er löste die alten völkerrechtlichen Verhältnisse, brachte das deutsche Reich vollends aus den Fugen, befestigte die Revolution am Rhein und in Italien und säete Jammer und Zwietracht für künftige Zeiten aus. Nur die schwachen Geister waren befriedigt; er fiel allen schwer auf's Herz, welche noch eine Gesinnung für die alte Ordnung Europas hatten. Christine schrieb, als sie von den Präliminarien erfuhr [1]): „Ich kann mich nicht trösten über das vergossene Blut; so viel brave Leute sind verwundet, erschlagen; mein Herz ist traurig und tief erschüttert mitten in dem allgemeinen Jubel. Nur mit Thränen in den Augen und mit gepreßtem Herzen lobe ich den Frieden." Oesterreich erschüttert, gedemüthigt, die revolutionäre Propaganda in Holland, am Rhein, in Italien anerkannt, Belgien, wo sie so viel Glück und Unglück erfahren, wo sie jede Landschaft, jede Stadt kannte, das Land, das ihre Mutter in Kraft und Milde regiert hatte, an Frankreich, an die Revolution abgetreten! Es war der schwerste Schlag, den sie in ihrem Leben erfahren. Er traf ihr stolzes Herz in den Grund und brach ihr gesundes Leben, daß sie sich nicht wieder erholte.

Christine war nicht, wie die übrige vornehme Welt,

---

[1]) An Kapitän Delmotte, 3. und 17. Mai 1797.

aus Wien geflüchtet. Sie blieb in der Stadt mitten im Waffenlärm, der zu Anfang des Jahres durch die Straßen scholl, wie in der darauf folgenden gleichgiltigen, unerquicklichen Ruhe, in welche die Volksstimmung umschlug. Am Hofe war alles still. Die Verlobung einer Erzherzogin mit dem Erbprinzen von Neapel wurde nur in der Familie gefeiert. Christine begrüßte damals ihren Bruder, den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich-Este, den sie seit seiner Reise durch Belgien nicht wieder gesehen hatte. Er war, als die Franzosen gegen Mailand vordrangen, nach Triest geflüchtet, lebte mit seiner Familie in Graz, in Neustadt und ging dann über Preßburg nach Hollitsch und Brünn. Er wäre gerne in Wien eingekehrt, aber der Kaiser hatte es verboten, man wußte nicht recht aus welchem Grunde. Mit bekümmerter Seele fuhr er an den Linien Wiens vorbei. Christine und Albert erwarteten ihn auf der Straße und begleiteten ihn bis Schwechat.

Im Winter 1796 auf 97 und im Frühjahr hatte Christine mehrere kleine Fieberanfälle zu überstehen. Sie war bisher mit Ausnahme der Störungen, welche jeden Organismus von Zeit zu Zeit treffen, immer gesund gewesen; aber die letzten Jahre, die Fahrten durch Schnee und Eis, die ungeregelte Lebensweise, der Bruch aller Hoffnungen hatten ihre Gesundheit untergraben. Die Aerzte verordneten ihr die Bäder in Teplitz. Am 24. Juli reisten Christine und Albert von Wien ab. Sie be-

ſuchten in Böhmen das Chotek'ſche Schloß Weltrus an der Moldau, wo ſie viele Erinnerungen an Maria Thereſia und Franz I. fanden; eine Fahrt nach Schloß Schönhof erfreute ſie wegen des ſchönen engliſchen Parks, der die Aufmerkſamkeit aller Reiſenden erregte. Chriſtine erholte ſich in Teplitz; die Ruhe, die friſche Luft und die Bäder thaten ihr wohl. Nach der Kur Mitte September reiſten beide nach Dresden und Pillnitz und brachten einige Wochen im freundſchaftlichſten Verkehr mit dem ſächſiſchen Hofe zu. Der Herzog erfuhr damals den Tod ſeines Bruders Karl, des Herzogs von Kurland [1]). Im October kehrten Chriſtine und Albert nach Wien zurück. Sie erfreuten ſich noch einmal des Glücks, den Erzherzog Karl bei ſich zu ſehen. Der Kaiſer hatte ihn zum Generalgouverneur und Generalcapitain für Böhmen ernannt. Der Erzherzog kam am 23. November nach Wien und reiſte am 21. December nach Böhmen. Chriſtine und Albert begleiteten ihn bis Znaim. Die Erzherzogin wollte ihm in Prag den Palaſt des Fürſten Kinsky oder des Grafen Clam-Gallas kaufen und einrichten. Sie dachte damals in jeder Weiſe daran, ſein häusliches Glück zu gründen, aber in dieſer Zeit des

[1]) Er ſtarb 16. Juni 1796; ſeine Frau, geb. Gräfin von Corvin-Kraſinska, war kurz vor ihm geſtorben, 30. April 1796; ihre Tochter vermählte ſich 1797 mit dem Prinzen Karl von Savoyen-Carignan, nach deſſen Tode mit dem Fürſten Montleart; ſie ſtarb 1851.

Umsturzes kamen alle Verhältnisse in's Wanken. Ihrem eigenen Leben war die Grenze gesteckt.

Christine und Albert verlebten einen traurigen, einsamen Winter in Wien. Sie gaben in ihrem Hause einige Bälle, aber die frische alte Freude wollte nicht wieder kommen. Sie waren älter geworden und mehr an den Ernst des Lebens, an die stille Betrachtung und die Einkehr in sich selbst gewöhnt. Der Blick in die Welt zeigte nach allen Seiten nur Zerrüttung und Verfall. Zu Ende des Winters verfiel die Erzherzogin in eine gefährliche Krankheit; sie war am Rande des Todes und ließ sich am 12. März das h. Sakrament reichen. Im Frühjahr erholte sie sich etwas und der Herzog hoffte vom Eintritt der besseren Jahreszeit ihre vollständige Genesung. Um seine Frau die frische Luft und volle Ruhe genießen zu lassen, miethete er das Gartenhaus des Fürsten Kaunitz in der Vorstadt Mariahilf, ein kleines schönes Palais, das damals ganz frei lag und eine angenehme Aussicht über die benachbarten Höhen von Wien bot [1]). Der Garten war wohl gepflegt, seine Blumen und Blüthen streuten duftige Wohlgerüche aus. Hier brachte die Erzherzogin Christine ihre letzten Tage zu. Anfangs Juni ging es ihr besser, sie konnte herumgehen, sich beschäftigen, schreiben und lesen; aber bald

[1]) Gegenwärtig Eigenthum des Fürsten Eßterhazy, der seine schöne Bildergallerie darin aufgestellt hat.

wurde ihr Zuſtand bedenklicher. Ein Magenleiden, das ſie öfters beunruhigt hatte, ſtörte alle Thätigkeiten des Körpers oder offenbarte vielmehr die unheilbare Zerrüttung desſelben. Sie hatte heftige Schmerzen, Erbrechungen, konnte nicht eſſen und brachte die Nächte zwiſchen Schlafen und Wachen zu. Sie ſelbſt gab ſich keiner Hoffnung auf eine Geneſung hin. Am 20. Juni beſuchten ſie für einige Minuten die Fürſtinnen Leopoldine und Eleonore Liechtenſtein. Chriſtinen's Geſichtsfarbe war ganz verändert, Kinn und Naſe ſchmal geworden, der Tod ſaß ihr auf den Lippen; aber ſie lächelte die Frauen freundlich an. „Warum haben ſie mich nicht im Februar ſterben laſſen", ſeufzte ſie leiſe. Am 22. berief ihr Leibarzt Quarin ſechs andere Aerzte zur Conſultation, unter ihnen die beiden Störk, Schreiber, die erſten Doktoren von Wien. Sie nahmen eine Magenverhärtung oder Geſchwüre im Magen an, aber alle ſtimmten überein, daß ſie ſterben müſſe. Früh Morgens hatte ſich die Erzherzogin verſehen laſſen. Abends beſuchten ſie die Majeſtäten. Die Kaiſerin küßte ihr die Hand und verſicherte unter Thränen, daß ſie und ihre Kinder für ſie beteten. Die Nacht war ſchrecklich. Der Herzog und die Kammerfrau glaubten ſie in den letzten Zügen. Der Arzt gab ihr Opium, welches ihr Bewußtſein und Empfindung nahm. Sie kam dann wieder zu ſich und behielt die Sprache und den klaren, hellen Geiſt bis zum letzten Moment. Sie betete viel. Voll

festen Muthes, ohne Klage, in frommer Ergebung wie ihre erhabene Mutter, wie ihr Bruder Joseph erwartete sie ihr Ende. Noch am Todestage schrieb sie drei Briefe, bestimmte Gelder als Almosen und nahm Abschied von ihren Aerzten Quarin und Störk. Sie dankte ihnen für ihre Mühe und versicherte, daß sie die Unmöglichkeit eines längeren Lebens erkenne. Sie glaubte aber noch eine Zeit leiden zu müssen. Gegen Abend am 24. Juni nach 7 Uhr, als eben die Sonne zur Neige ging, küßte sie ihrem Gemahle liebevoll die Hand und sprach noch leise den Namen Erzherzog Karl aus. Sie saß dabei aufrecht im Bett, senkte dann ihr Haupt und starb.

Ihr Leib blieb noch zwei Nächte und einen Tag in dem Kaunitz'schen Haus. Zwei Priester beteten immer an ihrem Sarge. Am 26. wurde sie in der Burgkapelle ausgesetzt. Die Fürstin Eleonore Liechtenstein brachte es über sich die Todte noch einmal zu sehen. Die Züge waren verändert, hatten aber den Ausdruck einer Schlafenden, eine fast freudige Verklärung lag auf dem Gesichte. Die Fürstin schrieb an ihre Tochter: „Niemals habe ich eine Todte gesehen, welche mir statt Schrecken eine solche tiefe Ruhe eingeflößt hätte.“ Abends war die Beerdigung. Vom Hofe war Niemand dabei. Die Majestäten kamen nicht zu den Vigilien; man sagte, es sei gegen das Ceremoniell. Bei der kirchlichen Feier in den nächsten zwei Tagen waren die Erzherzogin Amalia, die damals in Wien lebte, und die Söhne des

Kaiſers Franz, die Erzherzoge Joſeph, Johann, Rainer, Ludwig und Rudolph anweſend. Alle Frauen der Wiener Geſellſchaft erſchienen in der Kirche. Es war eine allgemeine Beſtürzung und Betrübniß [1]).

Herzog Albert hatte noch am Abend, an dem ſeine Frau verſchieden war, das Kaunitz'ſche Haus verlaſſen, und lebte für einige Tage von aller Welt abgeſchloſſen in einem Landhauſe zu Kalksburg bei Wien [2]). Dort las er den Brief, den ihm Chriſtine für den Fall ihres Todes geſchrieben [3]). „Mein lieber, theurer Mann! ich gebe mich rückſichtlich meiner Geſundheit keiner Täuſchung hin, ich ſehe und fühle, daß ſie nicht wiederkehrt. Welche Zeit die Vorſehung mir noch gönnen wird, ich weiß es nicht; unterwerfen wir uns beide ihrem geheiligten Willen. Ich will noch von der Zeit, in der ich mich etwas beſſer befinde, profitiren, um Dir, mein verehrter Gemahl, ein Lebewohl zu ſagen. Wie könnte

---

[1]) Krankheit und Tod der Erzherzogin ſind erzählt nach den Memoiren des Herzogs und den Briefen der Fürſtin Eleonore Liechtenſtein an ihre Tochter Gräfin Joſephine Harrach, 19. Juni bis 17. Juli 1798. Raudnitz.

[2]) Der Fürſtenhof oder Monperou. Er gehörte dem Hofjuwelier Mack, einem alten Herrn, der dem Herzog und der Erzherzogin zugethan war. Heutzutage iſt das Haus ein Eigenthum der Jeſuiten und ein Theil ihrer Erziehungsanſtalt. In einer Niſche war noch vor kurzem eine Porträtbüſte des Herzogs zu ſehen.

[3]) Pour mon adoré Epoux à lui remettre le lendemain de ma mort.

ich die Ausdrücke finden, um Dir zu ſagen, was ich denke, für Dich fühle. Ach ich habe nur zu viel Dein tiefes Leid, Deinen Schmerz geſehen; ſie machen uns die Trennung peinlich. Das iſt das einzige was mich kümmert, denn das Leben an ſich gilt mir nichts. Aber, mein edler Freund, wenn Du dieſe Zeilen erhältſt, wird die Religion und die Nothwendigkeit Deine Aufopferung verlangen. Wende Deine Vernunft, Deine Philoſophie, den Gedanken an das Unabänderliche an, daß Du ein ſo verehrungswürdiges Weſen, wie Du biſt, unſerer Familie, unſerem Hauſe erhältſt. Sie werden Dir die Kraft verleihen, Deinen Schmerz zu überwinden. Deine zärtliche Frau bittet Dich darum. Wenn ich die Achtung und das Bedauern der Welt verdiene, ſo kommt das nur von Dir. Du haſt mich zu dem gebracht was ich bin. Du warſt mein Vorbild, meine Triebfeder zum Guten, mein Leitſtern, das einzige Weſen, für das ich lebte, dem ich zugehörte und deſſen würdig ich ſein wollte. Wie kann ich Dir meine Dankbarkeit ſchildern für all' das Glück, welches Du mich in ſo viel Jahren genießen ließeſt. Dieſe Erinnerung allein verwiſcht allen anderen Kummer, den wir hatten. Wenn ich Dir nur einen Moment mißfallen oder wenn ich Dich beleidigt habe, verzeihe es mir; mein Herz und mein Wille hatten gewiß keinen Theil daran; nicht einmal in Gedanken habe ich aufgehört mich mit Dir zu beſchäftigen. Gott und meinem lieben Albert werden

auch meine letzten Gedanken, meine letzten Wünſche gehören. — Ich laſſe Dir ein koſtbares Gut zurück, welches Bruder und Schweſter uns beiden übergeben haben. Das iſt der theure Karl. Ich bin beruhigt, weil ich Deine Güte, Dein Wohlwollen für ihn kenne, aber erlaube mir, Dich in meiner mütterlichen Liebe zu bitten, daß Du Dich ihm mehr zuwendeſt, daß Du ihm mit Deinem Rathe beiſtehſt. Er wird Dir dankbar ſein. Bei der Zurückhaltung, welche Du in Deiner Zartheit bewahrſt, würde ein Vertrauen, das für Karl ſo nothwendig iſt, niemals aufkommen. Ich erlaube mir hier über einige kleine Andenken für verſchiedene Perſonen zu verfügen, wenn Du damit übereinſtimmſt; wenn nicht, ſo wirf ſie weg. — Zu dieſer Stunde, mein lieber Freund, mein theurer Mann, vernimmſt Du mich zum letztenmal. Wenn man im Himmel, in den ich durch die Barmherzigkeit Gottes und Dein Gebet einzugehen hoffe, für jemand bitten kann, ſo wird all' mein Bitten und Flehen nur Dir allein gehören. Mögeſt Du glücklich ſein. Möge Dich in dieſer Stunde der Engel des Troſtes heimſuchen! Glaube mir, daß die wahre Religion, ihre Grundſätze und Lehren allein dazu führen. Im Namen Gottes und unſerer Liebe ſoll Dich hienieden nichts beunruhigen und ſtören, daß wir bald im Schooße Gottes vereinigt werden. Lebewohl tauſendmal, mein geliebter Mann!"

Welchen Eindruck dieſes Lebewohl, dieſer Erguß

einer schönen bis zum Tod liebenden Seele auf den Herzog hervorbrachte, hat er mit keinem Worte aufgezeichnet, aber er bewahrte diesen Brief, den Ehering seiner Frau und eine Brieftasche, die sie ihm einst selbst gestickt und mit ihrem Bilde geziert hatte, als die kostbarsten Güter seines Lebens. Nach den Trauerceremonien kehrte Albert in sein Wiener Palais zurück. Dort sah ihn am 2. Juli die Fürstin Eleonore Liechtenstein, als sie die Hofdame der Erzherzogin besuchte. Er war sehr angegriffen und sprach einige freundliche Worte über die Liebe der Fürstin zu seiner verstorbenen Frau. Er ließ ihr den Trauerbrief des Erzherzogs Karl lesen und gab ihr eine Abschrift jenes Briefes, den Christine in ihrer Todesahnung geschrieben hatte. Im Sommer und Herbst wohnte der Herzog im kleinen Augarten in der Leopoldstadt, wo er mehrere Sommer mit seiner Frau zur Zeit ihres schönsten Glücks zugebracht hatte. Glanz und Schimmer seines Lebens waren vorbei. Er wollte hinfort nur in Ruhe und in der Betrachtung leben, „wie er denselben Weg gehen werde, auf dem seine Frau ihm vorausgegangen war.“ Mit dem Jahre 1798 schloß er auch seine Memoiren ab. Die letzten Worte sind ein Nachruf an Christine: „Nach drei und dreißig Jahren der glücklichsten Ehe verlor ich die edelste Frau, die je gelebt hat, mein Theuerstes auf Erden und den geliebten Gegenstand meines ganzen Glücks. Dieses Glück war in diesem langen Zeitraum auch nicht durch den

kleinſten Streit geſtört worden. Ihre außerordentliche Lebendigkeit hat oftmals das Urtheil der Leute beirrt, welche die ſchönen, großen Eigenſchaften ihrer erhabenen Seele nicht kannten. Gegen mich brach dieſe Lebendigkeit niemals hervor; ſie offenbarte ſie mir nur in einer eigenthümlichen Art, welche den Reiz ihrer Seele erhöhte, und in einer beiſpielloſen Hingebung und Liebe für mich. Dieſe dauerte bis zum Tod und zeigte ſich noch in den letzten Momenten in der rührendſten Weiſe. — Wie könnte ich Worte finden, um das auszudrücken, was ich in dieſer traurigen Zeit gelitten habe und was ich mein Leben lang für dieſe angebetete einzige Frau fühlen werde. Ich kann nicht mehr zu ihrem Lobe ſagen, als daß ſie ſich in allen Lebensverhältniſſen als eine würdige Tochter Maria Thereſia's gezeigt hat. Sie war ihr liebſtes Kind und hat all' die edlen Eigenſchaften ihres Geiſtes und Herzens geerbt, beſonders den feſten Muth, die Charakterſtärke. In den ſchwierigſten Lagen des Lebens hat ſie dieſelben bewährt. In den letzten Jahren ließ man ihr in Wien mehr Gerechtigkeit widerfahren. Man lernte ſie kennen und verehren. Die Zuneigung, mit welcher man ihr im Volke begegnete, entſchädigte ſie für ſo manchen Kummer, den ſie früher hatte erfahren müſſen. Die Thränen, die auf ihr Grab fielen, ſind ihr beſtes Lob."

Es exiſtiren von der Erzherzogin Chriſtine nur wenige meiſt unſcheinbare Bilder. Die beſten ſind in

ihrem Hause geblieben. Eines davon in Aquarell gemalt, zeigt sie als junge Frau bald nach der Heirat. Sie ist im ungarischen Kleid, hat ein lebendiges frisches Gesicht, runde schöne Züge ohne besonderen Ausdruck. Ein zweites größeres Bild ist von Alexander Roslin um das Jahr 1775 gemalt. Christine war damals eine Frau von 33 Jahren, glücklich, fröhlich, voll Liebe und Hoffnung. Die hohe Stirn, die prächtigen Augenbrauen, die fein geschnittene Nase, die rothen Lippen und das runde Kinn zeigen eine äußerst anmuthige zarte Schönheit. Es spricht aus dem Gesichte eine feine Würde, frische Heiterkeit und sinnige Klugheit. Die hellen braunen Augen schauen so unbefangen aus und fixiren doch jeden, der sie betrachtet. Von den Lippen scheinen die tiefsten Klänge des Herzens wie die Worte des Witzes und Spottes zu fließen. Die Züge sind rein und fest. Man erkennt, daß diese Frau leidenschaftlich fühlen kann und noch an die Ideale des Lebens glaubt. Sie ist in der französischen Tracht der Frauen ihrer Zeit, die Haare sind gepudert, hoch aufgerichtet, mit Bändern durchschlungen, Hals und Arme blendend weiß. Roslin hat das Bild in seiner besten Zeit gemalt. Er ist in der Kunstwelt mehr durch seinen Fleiß in Ausführung von Gewändern und Spitzen bekannt, aber mit diesem Bilde hat er ein vortreffliches Portrait geschaffen. Es wurde 1782 von dem Kupferstecher Bartolozzi in der punktirten Manier gestochen. Eine kleine Copie auf Elfen-

bein gemalt, hat Chriſtine 1778 ihrem Manne in das Lager geſchickt und dazu die Worte geſchrieben, welche in dieſem Buche angeführt ſind. Ein drittes kleines Bild als Medaillon auf Pergament gemalt, iſt aus dem Jahre 1795, als Chriſtine nach zweijähriger Wanderſchaft in die Heimat zurückkehrte. Sie iſt alt und ſtark; das Haar, welches unter einer Haube in dichten Locken herabfällt, ſpielt ſchon ſehr in's Graue. Die Augen haben den alten innigen, zugleich ſchlauen und gutmüthigen Blick behalten, aber die Züge haben einen behäbigen Ausdruck. Man ſieht, daß dieſe Frau über alles ernüchtert iſt und ausgeträumt und ausgehofft hat. Charakteriſtiſch ſind ihre kleinen, zarten Hände. Ihr Ehering, der noch aufbewahrt wird, dürfte nicht leicht an einen anderen Frauenfinger paſſen. Die Bildchen ſind wie eine Büſte von Jakob Adam und mehrere in Wachs pouſſirte Portraits ohne künſtleriſchen Werth. Wir haben einen Abdruck des Roslin'ſchen Bildes dem Buche beigefügt, weil das die Frau iſt, wie ſie ſich in Briefen darſtellt, voll Würde und Zurückhaltung, voll Liebreiz und Verſtand.

Wenn man von den Frauen des 18. Jahrhunderts ſpricht, ſo denkt man gewöhnlich an die verworfenen Frauen am Hofe Ludwig's XV. oder Auguſt's II. von Sachſen. Man erinnert ſich der leichtſinnigen Abenteurerinnen, die in München, Stuttgart und Heidelberg ſo übel gewirthſchaftet haben, vielleicht der ſtillen

bürgerlichen Hausfrauen, die Geld und Gut zusammenhielten, in der Bibel lasen und ihre Kinder erzogen. Aber das 18. Jahrhundert, besonders die zweite Hälfte ist reich an ausgezeichneten Frauen. Sie haben leidenschaftlich gefühlt, gedacht, aber es war ihnen ernstlich um Bildung, um ein edles Wollen, um die volle Tugend der Seele zu thun. Man denke an Sophie Charlotte von Preußen, an die Herzogin Amalie von Weimar, an die lebendige „Frau Rath", an die brave Mutter Schiller's, an Maria Theresia, an Marie Antoinette und nun auch an Christine von Oesterreich.

Was hat diese Frau für ein bewegtes Leben geführt! Am Hofe Maria Theresia's mitten in Prunk und Ueberfluß einfach erzogen, vermählte sie sich mit einem deutschen Fürsten, der nichts mit sich brachte als sein frisches Gesicht, eine reiche Bildung, einen guten Willen und ein Herz voll Güte und Liebe. Sie konnte an eine Krone denken; drei ihrer Schwestern wurden souveraine Fürstinnen, aber sie zog es vor, nach ihrem Herzen zu heirathen und das Glück im Verkehr mit einem edlen Manne zu suchen. Als junge Frau wurde sie an die Spitze eines Landes gestellt, von dessen Gesetzen und Sitten sie wenig wußte, das in Cultur und Staatsform kaum aus dem Mittelalter herausgetreten war. Im Vergleich zu dem geselligen Leben in Wien und Paris mußte sie sich in dem Schlosse zu Preßburg wie eine gefangene Prinzessin vorkommen. Aber der

Adel hatte ſich in die öſterreichiſche Herrſchaft gefügt, das Volk war bei aller orientaliſchen Wildheit ruhig und gutmüthig. Ihr Mann leitete die Regierung mit ſolcher Klugheit, daß ihm die Kaiſerin wie die Nation ihre Anerkennung zollten. Chriſtine erfuhr in Ungarn Huldigungen und Ehren, wie ſie die Edelleute ihren Königen dargebracht hatten und wie nur Maria Thereſia ſie wieder erfahren. Das Glück ebnete ihre Bahn, in ihr war Jugend und mit der Jugend der leichte Genuß, die Freude und die Hoffnung. Mit welcher friſchen Empfänglichkeit nahm ſie die Eindrücke der italieniſchen Reiſe auf! Ihr Gemüth fand Befriedigung in dem Verkehr mit ihren Verwandten, ihr Geiſt Anregung in der Beobachtung von Charakteren und Zuſtänden, ihr Wiſſen wurde bereichert durch die Anſchauung der Kunſtwerke alter und neuer Zeiten. Es kam dann die Zeit der Trennungen. Sie war das erſtemal von ihrem Gemahle entfernt, ſah ihn Krankheiten und den Gefahren eines Krieges preisgegeben, und was für ſie der größte Schmerz war, ſie verlor ihre Mutter. Zwei Jahre nachher ſchrieb ſie: „Es gibt Uebel und Kummer, über welche uns nichts tröſten kann; ſo der Tod meiner angebeteten Mutter; die Zeit hat den Schmerz ſtatt ihn zu mildern vermehrt; ich denke immer daran und weine in derſelben Verzweiflung wie in dem unglücklichen Jahre 80, wo ſie mir entriſſen wurde.“ Von nun an legte ſich über ihr Leben Wolke an Wolke. Sie kam nach Belgien. Mit

allen Hoffnungen, mit dem besten Willen betrat sie das schöne Land. Sie baute Schlösser, legte Gärten an, gewöhnte sich an die Gesellschaft und verbreitete Segen, wo sie konnte. Joseph's Stürmen und Drängen rüttelte die Nation aus ihrer tiefen Ruhe auf. Das neu erwachte politische Leben richtete sich von der Strömung der Zeit fortgerissen, gegen den Thron. Christine mußte aus dem Lande fliehen. Täuschung, Unmuth und Bitterkeit kam über sie. Sie fühlte sich verkannt, vereinsamt. „Ihre junge Tochter", schrieb Christine an Eleonore Liechtenstein, „ist ein junger Baum, welcher durch die zärtliche Sorgfalt der Mutter eine sichere Stätte hat, während ich ein alter Baum bin, dessen Wurzel ausgerissen ist und der als unnütz in's Feuer gehört; so, glaube ich, faßt mich die Welt auf." Noch einmal leuchtet die Hoffnung in ihr auf, als Kaiser Leopold mit so sicherer Hand die Gefahren zertheilte und die Ordnung herstellte. Sie kehrt nach Belgien zurück, aber die alten Bande sind zerrissen. Sie findet nur Kälte und Widerstand. Während die Revolution ihre ersten Heere aussendet, stirbt Leopold, dem sie sich ergeben, auf den sie gebaut. Sie ist von nun an wie auf unsicherem Fahrzeug mitten im Sturm. Der neue Fürst wendet sein Vertrauen ab, ihr Mann ficht an der Grenze, die Feinde siegen und stürmen in's Land. Sie flieht zum zweiten Male. Das Kriegsglück wird auf jenem Boden noch oft versucht, aber Christine kehrt nicht mehr zurück. Sie

und ihr Gemahl irren ohne Haus und Heim von Land zu Land, bis sie in der Heimat zwar nicht die Stätte der Ruhe, wohl aber die Stätte des inneren Friedens wieder finden.

Fünfzig Jahre eines Lebens! Es ist durch ein Jahrhundert von uns getrennt, aber wir kennen den verfallenen Bau der alten Kultur, des alten Staates, wir kennen die Ideen, welche mit weltbezwingender Kraft aufwuchsen, und die Erschütterungen der nachfolgenden Zeit im Schlag einer jeden Welle. Christine stand im Licht und Schatten dieser zwei Zeitalter. Ihre Briefe legen uns die innere Entwickelung deutlich dar; sie gewähren einen Blick in ihre Lebensanschauungen und in die Denkart über die wichtigsten Interessen der Menschheit. Wir wissen recht wohl, daß man in Briefen nur zerstreute Lichter eines Charakters findet, aber der aufmerksame Beobachter verbindet diese Züge zu einem vollständigen Bilde, wie der Portraitmaler in der Betrachtung eines Antlitzes den Kern und Wandel des inneren Lebens erfaßt.

Christine hatte treffliche Aeltern, aufrichtige Freunde und treue Diener. Geburt und Erziehung gewährten ihr alle Vortheile, welche Stand und Reichthum für die Bildung des Geistes und feine Lebensformen geben können. Sie hatte vortreffliche Anlagen und konnte sie ungestört entfalten. Von der Bildung der Zeit nahm sie die besten Erkenntnisse auf, aber der innerste Grund

ihrer Persönlichkeit war die Ausprägung einer reinen Sittlichkeit. Durch das Beispiel ihrer Mutter hatte sie einen Abscheu vor allem Gemeinen, vor allem Schlechten gewonnen. Sie arbeitete an ihrer Veredlung Stufe für Stufe. Die Lebensregeln, die ihr einst ihre Mutter mitgegeben, hat sie getreu befolgt. Sie floh schlechte Handlungen, schlechte Gedanken; niemals duldete sie um sich eine Verläumdung, eine kleinliche Kritik der Handlungen anderer. Ihre Seele war in Zucht und Schranken gebildet; deßwegen forderte sie Ehrbarkeit von Männern und Frauen, von Ministern und Dienern. Sie haßte die Lüge und alle Eitelkeit und wollte keinem anderen Mann gefallen, als dem sie sich in Liebe ergeben. Noch im Angesichte des Todes konnte sie ihrem Manne sagen: „Nicht einmal in Gedanken habe ich aufgehört Dich zu lieben.“ Im Anfange ihrer Ehe war diese Liebe nur eine freundliche wohlthuende Neigung in Vertrauen und Gefälligkeit erwachsen; im Zusammenleben steigerte sich diese Neigung zu einer Leidenschaft, die ihr ganzes Wesen durchdrang und die noch am Abend ihres Lebens einen hellen Glanz in ihrer Seele zurückließ. Das Glück Kinder zu haben, sich an ihren Spielen zu erfreuen, ihr Wachsthum zu überwachen und darin die eigene Jugend aufdämmern zu sehen, war ihr versagt. Sie hat nur ein Mädchen zur Welt gebracht, das kaum einen Tag lebte. Später vereinigten sich alle Strahlen ihrer Seele in der mütterlichen Zärtlichkeit für den

Erzherzog Karl. Sie erfreute ſich ſeines Geiſtes, ſeiner Tapferkeit und der Anerkennung, die man ihm zollte, als wenn er ihr eigenes Kind geweſen. Glück und Unglück hat mannichfach auf ſie gewirkt; beides erfaßte ſie tief, letzteres vielleicht tiefer, ſie lernte ſich beherrſchen, abſchließen, ſie lernte entſagen, aber kein Unglück konnte ſie zerrütten oder auch nur ein Stäubchen von den Farben ihrer Seele abwiſchen. Mit all' dieſen glänzenden Eigenſchaften war ihr wie jeder Frau auch ein Maß weiblicher Schwächen zugemeſſen. In jungen Jahren ſprach ſie über Menſchen und Dinge ein vorſchnelles Urtheil aus; ſie wandte ſich raſch ab, wenn ihr ein Wort, die äußere Erſcheinung eines Menſchen nicht gefiel. Sie erfuhr nicht gern einen Widerſpruch. Sie hatte eine heftige Gemüthsart, viel Neigung zur Intrigue, wenig Vorſicht und Schweigſamkeit. Ihr Mann hatte in dieſer Hinſicht viel zu glätten und abzuwehren. Ihr Ehrgeiz war kein anderer, als der ſich mit der Macht und dem Recht, mit dem ſie durch Geburt und Stellung ausgeſtattet war, vertragen konnte. Eine kurze Zeit reizte ſie der Beifall der Menge, aber bei der erſten Probe lernte ſie den hohlen Klang desſelben kennen. Mit der Zeit verflüchtigten die meiſten Schwächen. Ein gut Theil der Veredlung ging von ihrem Gemahle aus. Man meinte in den erſten Jahren ihrer Ehe, ſie würde ihn ganz beherrſchen. Ihre Natur wie die Geſchichte ihres Bündniſſes ſchien dafür zu ſprechen.

Aber in ihrer grenzenloſen Liebe löſte ſich alle Eigenmächtigkeit ihres Weſens auf. Der ſcharfe Verſtand ihres Mannes, ſein gerechter edler Sinn, ſeine weiſe Ruhe klärten ihre Ueberzeugungen, und in der zweiten Hälfte ihres Lebens wurde ſie ganz die hingebende ſchmiegſame Frau. Ihre religiöſe Geſinnung wurzelte in dem frommen innigen Glauben und in der werkthätigen Liebe. Die Philoſophie der Zeit hat an ihrem Glauben nicht gerüttelt. So ſehr ſie für die weltliche Hoheit ihres Hauſes eingenommen war, ſie mißbilligte die meiſten kirchlichen Reformen Joſeph's II., beſonders die Eingriffe in den Kultus der katholiſchen Kirche. „Wir haben jetzt zwei Päpſte", ſagte ſie, als Joſeph die erſten kirchlichen Neuerungen erließ. Dabei nahm ihr klarer Sinn doch Anſtoß an ſo vielen Mißbräuchen und an dem Aberglauben, wie er nur zu häufig im Volke vorkam und vom Klerus begünſtigt wurde. In ihren Briefen kommt manches freie Urtheil über die Ausſtattung des Gottesdienſtes, über Proceſſionen u. a. vor. Ihr Beichtvater hatte keinen anderen Einfluß, als zu dem ihn ſein Amt berechtigte; in politiſchen und familiären Verhältniſſen wurde er nie gefragt, nie gehört. Ohne Zweifel war ſie die reich begabteſte Tochter Maria Thereſia's. Sie überragte an Talent und Kenntniſſen ihre Schweſtern in Neapel und Parma, ſelbſt Marie Antoinette. Ihre Bildung hatte viel Lücken, aber ſie war beſtrebt, ſie durch Anſchauung und Lectüre zu

ergänzen. Ihr Geiſt freute ſich an der Natur und empfand die Poeſie einer friſchen Landſchaft oder der Waldeinſamkeit. In ihren glücklichen Jahren in Belgien hat ſie alle geſelligen Freuden der Welt getheilt. Sie hatte Sinn für die großen Feſtgelage in Brüſſel, für die prächtigen Jagden in Mons, wo die Männer in den Wald ritten und die Hunde den Hirſch jagten. Ihre politiſche Anſchauung war auf den Grund der Thereſianiſchen Zeit aufgebaut, aber ſie vertheidigte die alten Formen des Staats nicht unbedingt. Sie theilte weder den Freiſinn noch den Abſolutismus Kaiſer Joſeph's. Der ſtändiſchen Bewegung in Belgien erkannte ſie anfangs ein gewiſſes Recht zu und war ſelbſt einer größern Beſchränkung der herkömmlichen Herrſchergewalt geneigt. In Kaiſer Leopold, in ſeiner ruhigen mäßigen Art, in der er die öffentlichen Dinge behandelte, fand ſie die Politik ihrer Mutter und ihre eigenen Ideen wieder. Sie haßte die Revolution nicht bloß wegen der Zerrüttung des alten Staatsweſens, ſondern in ihren zerſetzenden geſellſchaftlichen Grundſätzen und zumeiſt in ihrem Angriff auf die alte Ordnung der Reiche und Völker. „Ich bete zu dem Allmächtigen", ſchrieb ſie 1795 an Franz II., „daß er unſerer Armee den Sieg verleihe; möchten dieſe räuberiſchen, mörderiſchen Horden der Feinde zurückgeworfen werden, damit ſie der Civiliſation nicht noch mehr Uebles zufügen können weder durch ihre Waffen, noch durch ihre hölliſchen Maximen

und Syſteme.“ Nachdem in den Stürmen der Zeit die alte Staatsmaſchine ſich ſo kraftlos gezeigt hatte, ließ ſie den Joſephiniſchen Beſtrebungen zur Kräftigung der Staatsgewalt mehr Anerkennung zu Theil werden; ſpäter ließ ſie alle Vorliebe für ſtändiſche Einrichtungen und ſtändiſche Rechte fallen. Das Volk erſchien ihr wie die weite offene See, tief, unergründlich, entweder in friedlicher Bewegung oder von den furchtbarſten Stürmen aufgewühlt. Für das allgemeine Menſchenthum und die überſtürzenden humaniſirenden Richtungen ihrer Zeit hat ſie nie geſchwärmt; aber ſie hatte ein warmes Mitgefühl für das Volk und deſſen bedrängte Zuſtände. Als ſie auf ihrer erſten Rundreiſe in Belgien in dem fruchtbaren reich bevölkerten Lande ſo viel Elend ſah, ſchrieb ſie: „Wenn man allen dieſen Armen nach ihren Fähigkeiten Arbeit geben, wenn man ihre Exiſtenz ſichern könnte, daß jeder, groß und klein, alt und jung im Stande wäre, das zu verdienen, was er braucht!“ Sie hat den Betrübten Troſt, den Bedürftigen Hilfe geſpendet wo ſie konnte. Welche Summen wurden in Ungarn, in Belgien für milde Stiftungen, für einzelne und ganze Gemeinden ausgegeben! In Wien ſtreckte ſie einſt zwei Kaufleuten, die unverſchuldet dem Bankerott nahe waren, 20- bis 30.000 fl. ohne Hypothek vor. In ihren letzten Lebenstagen ließ ſie den Grundrichter von Mariahilf kommen und gab ihm eine Anweiſung auf 20.000 fl., um einen Brunnen graben zu laſſen,

weil es der Vorstadt an Wasser fehlte. Die Inschrift am Brunnen nennt noch ihren Namen. Viel mehr als in Wien war sie von dem Volk in Belgien und Ungarn gekannt und geliebt. In Preßburg wird die Sage fort-erzählt, daß Christine in den Ruinen des alten Schlosses fortlebe und jeden Morgen vom Thurm eine weiße Taube nach Wien ausfliegen lasse.

Herzog Albert war nur wenige Jahre älter als Christine, aber seine Persönlichkeit war von Natur aus ruhiger, bedächtiger, mehr in sich abgeschlossen. Auch an Kenntnissen und politischer Bildung war er seiner Frau weit überlegen. Maria Theresia hat diesen ehren-haften festen Charakter in jungen Jahren erkannt; sie hat dem Prinzen Ehren und Güter zugewiesen, wie er sie bei seinem Eintritt nach Oesterreich nie geträumt hatte. Aus seiner Heimat brachte er ein ausgebreitetes Wissen, eine Vorliebe für geistige Thätigkeit und eine gesunde, vorurtheilsfreie Lebensanschauung mit. Im siebenjährigen Krieg hat er den Degen ganz tapfer ge-führt. Die Stellung in Ungarn behauptete er mit viel Klugheit und Würde. Die ungarischen Herren waren mit seiner Verwaltung sehr zufrieden. Der Primas Batthiany, Graf Festetics, Joseph Eßterhazy u. a. schrieben ihm nach Belgien, wie sehr sie ihn vermißten. Wie er Men-schen und Zustände scharf zu beobachten wußte, wie er die Kraft oder Schwäche einer Regierung im Bau der Verwaltung wie im Wohlstand eines Volkes rasch er-

kannte, davon zeigt jedes Blatt ſeiner Berichte über die italieniſchen Höfe. Niemand hat vielleicht in jenen Jahren die Perſönlichkeit Kaiſer Joſeph's, ſeine politiſchen Beſtrebungen tiefer erfaßt und mehr verſtanden als Herzog Albert. Zur Zeit Maria Thereſia's haten beide viel miteinander verkehrt, in der Hofburg zu Wien wie auf den einſamen Wegen durch die ungariſchen Pußten. Der Herzog war von demſelben Geiſte genährt, in der gleichen doctrinären Richtung gebildet, aber er war nie ſo ſanguiniſch in ſeinen Hoffnungen und hing niemals ſo ſtarr und zähe an ſeinen Principien wie Joſeph. In Belgien ſuchte er mit vieler Thätigkeit und großem Amtseifer zu wirken. Es iſt erzählt worden, wie wenig Macht ihm der Kaiſer gelaſſen hat, wie ſein Rath nicht gehört wurde und wie er dann ſelbſt von den Wogen hin- und hergetrieben wurde. Die Politik ſeiner Frau war eigentlich ſeine Politik, ihre Regierung eine gemeinſchaftliche. Er hat auf ſeine Frau und auf alles was ſie gethan, einen beſtimmenden Einfluß genommen. Mehrere ihrer Briefe, welche politiſche Berichte und Rathſchläge für Kaiſer Joſeph und Leopold enthielten, waren von Albert entworfen. Vor der Revolution war er wie Leopold der Meinung, daß ſich mit ſtändiſchen Körperſchaften, die mit Rechten und Freiheiten über alles Maß ausgerüſtet ſeien, recht wohl regieren laſſe. Die praktiſche Erfahrung, die er in Belgien machte, die Erkenntniß der Elemente, die in der Tiefe brauſten

und von den Ständen nicht beherrſcht werden konnten, dämpften ſeine Meinung auch in dieſer Richtung. Er verlangte eine Regierung in Klarheit, Ordnung und Feſtigkeit, und dieſe war in den wirren Zeiten, wo von dem alten Bau der Staaten Stein nach Stein abfiel, nicht zu finden und ſchwer zu begründen. Was ihn auszeichnete war ſein politiſcher Blick über die zuſammenhängenden Intereſſen der europäiſchen und vor allem der deutſchen Welt. Er mußte von der preußiſchen Politik während der belgiſchen Unruhen und der Feldzüge 1792 und 94 viel Unbilden erfahren, aber er behielt die Meinung, daß nur in der Vereinigung von Oeſterreich und Preußen eine Gewähr des Friedens und des öffentlichen Rechtes zu ſuchen ſei. Er war in jeder Aber ein deutſcher Fürſt, und die Freiheit der deutſchen Nation, der unverletzte Beſtand des Reiches wurde bei ihm politiſches Gebot. Zweimal hat er dafür gekämpft: einmal als öſterreichiſcher General an der belgiſchen Grenze, das zweite Mal am Rhein als deutſcher Feldherr. Mit Betrübniß ſchied er vom Kampfplatze und mit tiefem Schmerz ſah er die immer tiefer gehende Zerrüttung und den allmähligen Sturz des Reiches. Im Krieg war er nicht glücklich. Seine beſten Thaten ſind 1792 das Gefecht bei Maubeuge und die Belagerung von Lille, 1794 der Uebergang über den Rhein und der Angriff auf die Franzoſen am Rehbach; ſeine ſchlimmſten Tage waren die Schlacht von Jemappes und der Verluſt

des Forts von Mannheim. Die Kriegsgeſchichte hat über die Feldzüge von 1792 und 94 ihr Urtheil geſprochen. Der Herzog war beidemal von den Operationen der großen Armee und dem Wechſel der preußiſchen Politik abhängig. Aus ſeinen Memoiren kann man aber doch herausleſen, daß er mehr zu einer Organiſirung als zur Führung einer Armee geeignet war. Es fehlte ihm die friſche Energie des Handelns. Bei jeder Unternehmung berechnete er zu ſehr die Schwierigkeiten; nur ungern trat er mit beſtimmten Meinungen hervor und ſcheute jedes kühne Wagniß. Es lag dies in ſeiner Natur. Es war keine ſchöpferiſche Kraft in ihm, aber viel Empfänglichkeit und Beobachtungsgabe.

Seine Freunde rühmten ſeine Gewiſſenhaftigkeit, ſeinen Freimuth. In ſeinen Schriften erkennt man eine gereifte tüchtige Geſinnung, eine ſtrenge Wahrhaftigkeit und die ſtete Rückſicht auf das Gemeinwohl. In ſeinem Aeußeren zeigte er etwas Sanftes, eine ungekünſtelte Würde, Ruhe und Gleichmuth in allen Begegniſſen. Er konnte wie Marc Aurel von ſich ſagen: „Mögen Andere ihre Freude haben wie ſie wollen; meine Freude iſt, wenn ich eine geſunde Seele habe, ein Herz, das keinem Menſchen zürnt, nichts Menſchliches ſich fern hält, ſondern alles mit freundlichem Blick anſieht und aufnimmt, und jedem begegnet, wie es ihm gebührt.“ Die Bilder, welche den Herzog in der Jugend darſtellen, zeigen ein friſches, helles Geſicht mit blonden Haaren,

blauen Augen, eine lange Naſe und ein langes Kinn. Von einem unmäßigen Begehren, von Leidenſchaften iſt darin nichts zu leſen. Auf den Bildern aus ſpäteren Jahren erſcheinen ſeine Züge ebenſo regelmäßig, ruhig und mehr durchgeiſtigt. Im hohen Alter iſt ſein Geſicht gedehnt, trägt aber eine Milde und Hoheit in ſich, daß man es gerne anſieht.

Nicht leicht hatte ein Fürſt jener Zeit einen ſolchen doctrinären Fleiß, ſo ausgezeichnete Kenntniſſe in Kunſt und Wiſſenſchaft wie Herzog Albert. Ueber alle ſeine Schriften hielt er genau Buch, ſeine Memoiren ſind ſo geordnet und korrekt, daß man ſie ſogleich dem Druck übergeben könnte. Er las nicht viel aber gründlich, am liebſten militäriſche und geſchichtliche Werke. Seine Bibliothek umfaßte 30.000 Bände und darunter die beſten Werke aller Zeiten und Nationen. Er verſtand Sinn und Bedeutung der großen, monumentalen Werke, der Plaſtik und Malerei. Sein Haus, das er von 1801 bis 1804 umbauen ließ, ſchmückte er mit Bildern und Statuen. Einen großen Theil ſeiner letzten Lebenszeit widmete er dem Genuſſe der von ihm aufgehäuften Kunſtſchätze. Seine Sammlung von Handzeichnungen iſt wegen ihrer Vollſtändigkeit die erſte Europa's und jedem Kunſtfreunde bekannt. Kein namhafter Künſtler ging durch Wien, ohne ſich dem Herzog vorſtellen zu laſſen. Wie viel junge und arme Künſtler erfreuten ſich ſeiner Unterſtützung. Er kaufte von ihnen Zeichnungen und Bilder

um Summen, die ihren Werth um das Zehnfache überstiegen. Namentlich beschäftigte er sächsische Landschafts- und Genremaler. In seiner Sammlung sind so viel Zeichnungen von sächsischen Städten, Schlössern und Dörfern, daß man bei einer Durchsicht ein Bild von Sachsen im 18. Jahrhundert gewinnen kann. Die Stadt Wien hat dem Herzog das schöne Grabdenkmal der Erzherzogin Christine in der Augustinerkirche zu danken. Er bestellte es bald nach dem Tode seiner Frau bei Canova, der vor den Franzosen aus Rom geflohen war und eine Zeit in Wien verweilte. Im Jahre 1805 wurde das Monument aufgestellt. Es hat 20.000 Dukaten gekostet, aber es ist den Preis werth. Die Gruppen sind vortrefflich gemeißelt, die Figuren außerordentlich lebendig. Das Denkmal für Canova in der Kirche dei Frari zu Venedig ist ganz nach dem Muster des Wiener Denkmals ausgeführt. Wir würden nicht fertig werden, wollten wir hier der Geldopfer des Herzogs für den Staat oder seiner Mildthätigkeit für die milden Stiftungen in Wien und in der Provinz gedenken. Man kann sich nur wundern, wie bei der Zersplitterung der Geldkräfte sein Besitz erhalten werden konnte.

Zu einer öffentlichen Thätigkeit kam der Herzog seit seinem Austritte aus der Armee 1794 nicht mehr, obwohl er die Neigung dazu hatte. Nach dem Tode seiner Frau erlosch auch die Lust in ihm, irgendwie im öffentlichen Leben thätig zu sein. Der österreichi-

ſchen Armee blieb er Zeitlebens mit voller Seele zugethan. Das Regiment Sachſen-Küraſſiere, das ihm einſt Maria Thereſia verliehen hatte, führte ſeinen Namen fort und der Herzog freute ſich an jedem Gefecht, welches das Regiment beſtand, wie an der Waffenthat des einzelnen Reiters. Noch im Alter verließ er öfters ſeinen bequemen Wohnſitz und reiſte nach Böhmen oder Ungarn, um das Regiment zu beſichtigen. Beim Wiener Congreß führte er es noch einmal den Monarchen vor. Seine Memoiren hat er nicht mehr fortgeſetzt. Nur kurz zeichnete er die Ereigniſſe von 1801, 1805 bis 1815 auf. Die Kämpfe der Zeit ſcheuchten ihn noch oft aus ſeiner behaglichen Ruhe auf. 1801 folgte er dem Kaiſer zu einer Revue der ungariſchen Inſurrection bei Neuſtadt, dann der böhmiſch-mähriſchen Legion bei Budweis. 1803 war er ſchwer krank und gebrauchte die Kur in Baden, 1804 ging er auf ſeine Güter in Ungarn, bekam das Fieber und kehrte krank nach Wien zurück. Den Krieg von 1805 hat er wie der Erzherzog Karl widerrathen. Er ſagte den ſchlechten Ausgang und den ſchlechten Frieden voraus; den General Mack kannte er von alten Zeiten her zu gut und wußte, wie er in die Höhe gekommen war. Während der Schlacht von Auſterlitz wohnte er mit der Kaiſerin im Schloß Friedek in Schleſien. In ſeinem Wiener Palais hat einige Tage Murat gewohnt. 1806 und 8 beſuchte der Herzog ſeine Verwandten in Dresden; auch mit ſeinem Bruder Clemens

kam er nochmals in Salzburg zusammen. Im selben Jahre ging er zur Krönung der Kaiserin Marie Louise nach Preßburg. Das schöne Schloß, wo er so glückliche Tage verlebt hatte, war in eine Kaserne verwandelt; Gänge und Gärten lagen verwüstet. Bald nachher brannte das Schloß ab und ist seitdem in Ruinen. 1809 als die Franzosen zum zweiten Male nach Oesterreich kamen, reiste der Herzog mit dem Hof nach Ofen, und feierte dort den Ehrentag von Aspern. In seinem Schlosse Altenburg wurden die ersten Conferenzen für den Frieden gehalten. All' die Schläge, welche das alte, ehrwürdige Oesterreich in jenen großen Kämpfen getroffen, hat er erlebt und damit alles Leid erfahren, welche diese Demüthigung auf ein stolzes Gemüth, auf einen alten Soldaten üben mußte. Aber er erlebte auch die Befreiungskriege, Oesterreichs Siege und Ehren und den Untergang Napoleon's, dessen militärische Kraft er bewunderte, dessen Menschenverachtung ihm Abscheu einflößte und den er als den Feind der europäischen Ordnung vom Grund des Herzens haßte.

Dem Erzherzog Karl bewahrte Albert das Vertrauen, um das seine Frau in ihren letzten Tagen ihn gebeten hatte. Der Erzherzog kam, als er nach der Schlacht von Wagram seinen Degen niedergelegt hatte, zu ihm nach Teschen und später nach Wien. Beide lebten hinfort unter einem Dach, an einem Tisch im freundlichsten Verkehr. Es war Albert noch vergönnt,

den Erzherzog in ſeinem häuslichen Glücke zu ſehen, von dem Chriſtine in frühen Jahren geträumt hatte. Erzherzog Karl führte 1815, nachdem er im großen Krieg den Oberbefehl in Mainz übernommen hatte, aus Deutſchland eine junge Frau heim, die liebenswürdige geiſtvolle Prinzeſſin Henriette von Naſſau. Sie hatte am Tag nach der Hochzeit aus Weilburg an den Herzog Albert geſchrieben [1]) und ihn um ſein Wohlwollen und Vertrauen gebeten. Albert blieb der jungen Fürſtin beſonders zugethan. Man erinnert ſich noch in Wien, wenn im Augarten der erſte Mai gefeiert wurde und der alte Herr die ſchöne junge Frau durch die Volksmaſſen führte. Es dämmerten ihm dabei die ſchönſten Erinnerungen ſeines Lebens auf. Der Herzog genoß noch die Freude, die erſten Kinder dieſer glücklichen Ehe zu ſehen.

Das Alter zehrte allmählich ſeine geiſtigen und phyſiſchen Kräfte auf. Er wurde 84 Jahre alt und verſchied ruhig und ſanft 1822, den 10. Februar. Die öſterreichiſchen Blätter brachten kein Wort über das Leben und Wirken dieſes Mannes, der durch lange Jahre Oeſterreich in Ehre und Treue gedient hatte. Er war der Welt und die Welt ihm fremd geworden. Nur wenige bewahrten das Andenken an ſein reiches Leben, an ſeinen hohen Geiſt und edlen Sinn, am

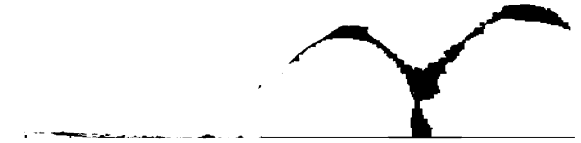
[1]) 18. September 1815.

meiſten der Erzherzog Karl und ſeine Familie, die in das Erbe der Erzherzogin Chriſtine eintraten.

In der Kapuzinergruft ſind um das Denkmal Maria Thereſia's in einer Halle die meiſten ihrer Kinder im Tode verſammelt: Die Erzherzoginnen Johanna und Joſepha, Iſabella von Parma, Joſepha von Baiern, Erzherzog Karl, K. Leopold II., zu Häupten Maria Thereſia's Marie Chriſtine, zu ihren Füßen Joſeph II., links am Eingange Herzog Albert von Sachſen-Teſchen. Ich beſuchte die Gruft das letztemal am 1. Mai 1861, während über der Erde ein Brauſen und Wogen durch die Stadt rauſchte und der Kaiſer die ſtolzen freudigen Worte zu den Vertretern ſeines Volkes ſprach. Ein Schwall von hiſtoriſchen Bildern und Erinnerungen an Fürſten und Völker kam über mich. Auf dem einfachen ſchmuckloſen Sarge Joſeph's II. lag ein halb vertrockneter Blumenkranz. Von wem? fragte ich den Kapuziner. Er antwortete: „Eine Bürgersfrau hat hier gebetet und den Kranz niedergelegt.“ —

XII.

Briefe.



1.

Lettre de l'Impératrice Marie Thérèse à l'Archiduchesse Christine. 1766.

Ma chère fille! Vous voulez, que je vous donne un conseil sur votre futur état; comme il y a tant de livres qui traitent cette matière, je ne veux pas entreprendre de répéter ce qu'ils disent. Vous savez, que nous autres sommes sujettes à nos maris: que nous leur devons obéissance, que notre seul but en tout doit être notre époux, de le servir, de lui être utile et d'en faire notre père et meilleur ami. Si même les exemples en font voir malheureusement le contraire, je ne saurais vous dispenser de votre devoir. Vous prenez par inclination votre époux: c'est par cette raison seule, que j'ai fait votre établissement. Vous le connaissez, vous avez tout lieu d'espérer d'être heureuse autant qu'on peut l'être dans ce monde.

Tâchez de mériter la bénédiction divine par une vie chrétienne, en donnant aux autres l'exemple par vos charités, vos dévotions, par une conduite réglée et par une modeste retenue que vous observerez partout. C'est vous qui devez donner le ton, et je suis persuadée, que vous le donnerez, en étant bien capable.

Vous avez d'agrément et d'attachement; mais gardez-vous de pousser ces vertus et belles qualités à outrance. Je dois d'autant plus vous en prévenir, qu'aimant

tendrement votre époux, vous pourriez tomber dans un excès, qui pourrait lui devenir à charge: point d'autant plus délicat, puisque c'est l'écueil ordinaire, contre lequel échouent les femmes tendres et vertueuses, et qui se marient par inclination. Plus vous ménagerez même vos caresses innocentes, plus vous vous ferez rechercher. Dans le siècle d'aujourd'hui surtout, on ne veut pas de gêne, et les mauvais exemples gagnent au point, qu'on ose paraître sans honte sur ce pied. Plus vous laisserez de liberté à votre époux, en exigeant le moins de gêne et d'assiduité, que vous pourrez, plus vous vous rendrez aimable: il vous cherchera et s'attachera à vous.

Ce qui doit faire votre principale étude, c'est qu'il trouve toujours dans vous la même humeur, les mêmes complaisances, les mêmes prévenances. Tâchez de l'amuser, de l'occuper, pour qu'il ne se trouve pas mieux ailleurs. Pour vous attirer sa confiance, vous devez avoir soin de la mériter par toute votre conduite et discrétion. Que jamais aucun soupçon n'entre dans votre coeur: plus vous laisserez de liberté à votre époux, et lui marquerez sur ce sujet vos sentiments et votre confiance, plus vous vous l'attacherez. Tout le bonheur du mariage consiste dans la confiance et complaisance mutuelle: le fol amour se dissipe bientôt; mais il faut s'estimer et s'être utile réciproquement: il faut être vrai ami l'un de l'autre, pour être heureux dans l'état de mariage, pour pouvoir supporter les revers de cette vie et pour faire son salut: objet le plus essentiel et unique, en quelqu'état qu'on se trouve. Je ne crains à cet égard, que le trop qui pourrait influer dans votre bonheur commun. Je vous ai vue jalouse de vos amies;

gardez-vous de l'être de votre mari: ce serait le moyen de l'éloigner. Ne le badinez jamais sur ce point: de la badinerie on vient aux reproches, l'aigreur s'en mêle, l'estime mutuelle et la douceur de la vie s'enfuit, et l'aversion s'ensuit. Plus vous marquerez de confiance à votre mari, sans vouloir le gêner en rien, plus il vous restera attaché.

Quel bonheur de retrouver toujours chez soi une épouse aimable, occupée à fair le bonheur de son époux, à l'amuser, à le consoler, à lui être utile: qui ne prétend jamais le gêner, le laisse toujours venir, se contente de ses assiduités et se trouve heureuse à s'en occuper! Ne fut-ce pas même d'abord reconnu, vous en verrez l'effet dans la suite.

Tous les mariages seraient heureux, si l'on suivait cette marche. Mais tout dépend de la femme, qui doit garder le juste milieu, tâcher de gagner l'estime et la confiance de son mari, n'en abuser pas, ni n'en faire jamais parade, ni ne vouloir le commander. Votre situation à cet égard est aussi délicate, qu'était la mienne. Jamais ne lui faites sentir votre supériorité, rien ne coûte, quand on aime bien et raisonnablement: je suis tranquille sur ce point.

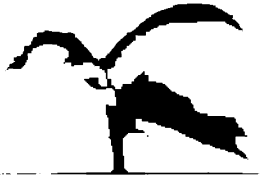
Aucune coquetterie, aucune vanité ne vous est permise: n'écoutez là-dessus personne, montrez-leur, que vous êtes au dessus de ces fadaises: à l'égard d'une femme mariée tout est d'importance, et rien n'est léger. Soyez habillée modestement: à une femme mariée il n'est plus permis ce qu'on passerait à une fille, et les autres renchériraient d'abord sur votre exemple.

N'ayez pas de confidente: c'est votre mari seul, qui doit l'être, et je n'en veux pas d'exception pour moi-même, pour ne vous pas accoutumer à me faire de confidences. Vous avez assez d'esprit et de talents, si vous voulez en faire usage pour vous rendre heureuse; d'autant plus que le caractère et la conduite de votre époux doit vous rassurer de l'avenir plus que tout autre, si vous ne troublez pas vous-même votre heureuse situation.

Il faut tâcher d'appliquer et occuper toujours votre époux, seul moyen de ne pas tomber dans le vice. On goute d'autant plus de plaisirs, si l'on use avec modération: vous en avez vu assez des exemples.

L'ordre dans votre journée et ménage est l'âme d'une vie tranquille et heureuse. Je sais, qu'à cette heure on croit, qu'il n'est pas de plaisir, où il y a de la gêne. Je n'en saurais convenir, en ayant fait l'expérience par moi-même, et voyant tous les jours, que les mêmes gens qui soutiennent le plus cette maxime, sont les plus ennuyés et les moins heureux: ils ne jouissent de rien, en trop laissant libre cours à leurs caprices et à leurs sens dont ils sont à la fin tyrannisés.

Je parle de cet ordre qui est combinable avec la volonté de votre époux. Rien ne doit vous arrêter de vous y conformer, et vous devez sacrifier tout, quand il s'agit de lui plaire ou de faire sa volonté, vous n'avez alors rien à vous reprocher, et vous n'avez qu'à obéir, après avoir fait vos objections et représentations avec douceur et tendresse: ce qui vous est permis de faire une fois; mais s'il décide le contraire, il ne vous reste



qu'à obéir, et même de façon, qu'on voie, que vous en faites votre propre affaire, sans écouter aucune modification. Rien n'est plus facile, quand on aime bien, et quand on sait son devoir: c'est dans ce monde le seul moyen d'être heureux et tranquille.

Si votre époux vous trouve toujours occupée de son bonheur par vos complaisances, et que vous tâchez de faire, qu'il se trouve plus heureux, plus tranquille et plus sûr chez lui qu'ailleurs, vous pouvez compter de le fixer, et faire son bonheur et le vôtre; mais il ne faut pas vouloir le forcer, à en faire l'aveu: il faut qu'il en soit convaincu par lui-même.

Les plus laides et les plus vieilles femmes ont souvent occasioné les plus fortes passions par leur complaisance et adresse d'amuser et d'attirer les gens, tandis que les femmes les plus jolies sont négligées, parce qu'elles manquent de ces qualités. Le moins de badineries, que vous pourriez introduire, sera le meilleur. C'est encore un mal très à la mode à cette heure; mais il faut avoir une grande supériorité d'esprit et beaucoup de droiture pour badiner sans inconvénient. D'ailleurs ce ton engendre la familiarité, on met de l'aigreur dans la société et bannit tout décence et politesse. Ne souffrez point à votre cour des discours équivoques, ni des médisances. Eclaircissez les faits toujours sur-le-champ; vous bannirez ainsi la mauvaise engeance. Marquez en toute occasion votre empressement de rendre justice à la vertu. Eloignez de votre société ceux qui en manquent. Faites observer la régularité en tout à votre cour. Obligez les chefs à tenir les gens en ordre. Ne leur passez rien sur ce point; mais faites toujours les cor-

riger par leurs chefs, sans vous en charger vous-même. C'est le seul moyen d'être bien servi et d'avoir des habiles gens.

Je ne vous dis rien ici sur votre propre conduite. Vous ne négligerez aucun des devoirs de la religion: dans l'état de mariage on a plus besoin encore de la prière et du secours de Dieu. Vos lectures spirituelles doivent se faire régulièrement. Je vous recommande particulièrement d'être exacte dans ce point. Vous réglerez vos dévotions de même que vos charités sur l'avis de votre confesseur.

Tout ce qui regarde les femmes, passera par la Vasquez. Vous lui avez tant d'obligations, que vous ne sauriez jamais assez les reconnaître. Ce qui a rapport aux hommes, appartient à votre grand-maître. Sur les affaires particulières vous consulterez Palfy, comme le premier du pays et Kempelen. Voilà le seul moyen de tenir tout en ordre.

Le bon Dieu vous ayant donné tant de talents et d'agréments, vous ayant visiblement choisie parmi toute votre nombreuse famille à faire le bonheur et la douceur de vos parents, et d'une belle-soeur sainte et clairvoyante, vous ayant accordé un époux vertueux, aimable et de votre propre choix; j'espère, que ce bon Dieu achevera son ouvrage, en vous rendant heureuse, pourvu que vous ne l'abandonnniez pas, et que vous suiviez mes conseils qui, aussi peu que ma tendresse ne vous manqueront jamais. Je vous donne ma bénédiction et vous embrasse tendrement étant toujours votre fidèle mère

Marie Thérèse m. p.

2.

Lettre de la Princesse Léopoldine Liechtenstein sur les derniers jours de l'Impératrice Marie Thérèse

Le malheur que nous avons craint n'est que trop arrivé; c'est de quoi la voix publique ne Vous entretiendra que trop; mais il me reste à Vous faire la narration de cette fin édifiante et douloureuse. Depuis la nuit qui précéda la mort, le mal alla en augmentant, c'était pour ainsi dire une agonie après l'autre mêlée cependant de longs intervalles. Après avoir eu le cierge en mains à deux heures du matin elle se remit au point cette chère princesse, de demander du café à cinq, invita l'empereur d'en prendre en sa compagnie. A huit elle vit pour la dernière fois ses trois filles et le prince Albert, disant qu'il lui en coûtait trop, d'autant plus qu'ils ne pouvaient retenir leurs larmes devant elle. Pour l'empereur on dit, qu'au moment de la sortie de ses enfants, elle lui tendait encore les bras, aussi il ne la quittait plus jusqu'au dernier soupir, il ne sortait que quelques moments pour donner des ordres et s'arrêter quelque peu de temps avec le très-petit nombre de personnes, qui osaient l'aller trouver, au nombre desquelles était le maréchal Lascy; ce dernier ne peut assez me rendre la vive douleur de l'empereur, il n'a pas dormi une heure pendant ces dernières nuits; c'est de lui qu'il tient la plupart de circonstances que je Vous ai marquées et que je Vous dirai encore. Elle s'inquiétait fort d'un rhume qu'il a lui même, ajoutant qu'il devait prendre quelques remèdes; il répondit que c'était sa santé qu'il désirait.

„Cela ira bien dans peu“, dit-elle, „Dieu me fera bientôt la grâce de me mettre en repos, combien croyez Vous encore que cela pourra durer? La mort ne lui coûtait pas plus“, disait-elle, „que de passer d'une chambre à l'autre.“ Elle parlait de tout avec la plus grande sérénité, „je sens un froid intérieur“, elle voyait bien, que c'était la gangrêne, mais elle ne savait pas, disait-elle, si c'était le rhume, l'hydropisie ou la gangrêne qui la tuait; sa soif était ardente, l'empereur lui apporta un verre de limonade. „Deo gratias“ lui dit-elle. Hier, sans doute déjà faute de mémoire, elle lui parlait contre son ordinaire toujours en français, elle ne voulait plus prendre de médecine, de remède, ne se croyant obligée qu'à celui qui pouvait la guérir: „pourquoi Vous faire souffrir plus long temps“, disait-elle, on voyait que ses yeux mouvants le cherchaient partout. Vers le soir elle dit qu'elle n'y voyait presque plus, elle avait l'air d'être toute concentrée; l'empereur lui demandait, si elle souffrait, elle fit signe de la tête que oui; une demi-heure avant sa mort elle se leva tout-à-coup elle même de son fauteuil et marcha jusqu'à sa chaise longue; on fut effrayé, on demanda ce qu'elle voulait, elle fit signe à ses femmes qu'elle avait des besoins, elle s'aida elle même encore à cette occasion; un quart d'heure après elle expira. On prétend qu'elle doit avoir encore dit: „mon Dieu recevez mon âme—“ elle balbutia encore quelque chose à l'empereur, mais qu'il ne put comprendre, lui et l'archiduc l'ont vue expirer. L'empereur dans plusieurs occasions l'a exhortée comme le prêtre le plus zélé, il a rempli tous les devoirs temporels et spirituels avec une perfection, qui

peut servir d'exemple à tous les fils; tous ceux qui ont entouré l'impératrice ne peuvent assez chanter ses louanges; il lui baisait les mains avec une tendresse, une affection, enfin on voyait combien il était pénétré; il ne peut se remettre encore, dit-on, et est tout étourdi du coup; il lui semble être entièrement abandonné. L'empereur sortit de cette triste chambre. D'abord après la mort, nous étions bien tristement rassemblés dans notre petite société; on vint d'abord apporter un billet au maréchal Lascy qui nous fit tout frissonner, surtout quand nous vîmes la physionomie allongée du maréchal et l'impossibilité où il était d'articuler une parole. Ce fatal billet contenait ces pénibles mots: „tout est dit.“ A huit heures et trois quarts il passa d'abord chez l'empereur, qui donna encore quelques ordres le soir aux comtes Hatzfeld, Rosenberg et au prince Schwarzenberg. Le maréchal revint encore fort tard nous trouver. De vous peindre l'accablement où nous étions tous, c'est la chose impossible; la réflexion ne fait que l'augmenter, c'est une mère de famille perdue généralement; aussi la désolation est-elle sans égale. Pour mes parents Vous pouvez penser quel coup c'est pour eux, c'est un poids de plus pour mon coeur. J'ai d'abord fait des dispositions de façon qu'ils n'apprennent la nouvelle que le lendemain matin; leur affection personelle met le comble à leur douleur. Mon père a avec cela les plus pénibles fonctions à remplir. Hier, il a été en scellés; il a vu cette grande princesse, elle était enveloppée dans son lit. On la peignait dans ce moment, il ne l'a point trouvée défigurée, pâle, mais à peine changée; tout son service fait son oraison funèbre. Sa patience, pas un

mouvement ne lui est échappé, elle remerciait ses femmes, puis a demandé pardon après l'extrême onction, ajoutant, qu'elle devait le dire à celles qui étaient absentes. A la Vasquez, Berchthold, Kallenberg elle a dit en particulier des choses pénétrantes; enfin il n'y a pas d'exemple de héros mort, avec cette fermeté, ce courage, cette présence d'esprit. Aussi il n'y a que le Christianisme capable de produire de pareils effets. — On voyait en tout une âme tranquille et sans reproche qui ne redoutait rien et attendait tout de la miséricorde de Dieu. Une circonstance que l'on tient de ses femmes est qu'elle leur a dit: „St. André viendra sûrement me chercher." C'est la veille de cette fête qu'elle est morte; elle avait toujours eu une confiance particulière en ce Saint, elle l'invoquait dans toutes ses peines! Ce qu'il y a de bien particulier aussi c'est qu'elle a expiré précisément au bout des 40 heures de prières tenues pour elle. Il y aurait des volumes à écrire sur tout ce que la regarde; le dernier jour elle n'a plus travaillé, mais on a trouvé des billets ébauchés du même mercredi; l'un avec des chiffres qui fait croire, que c'est encore quelque chose, qu'elle voulait faire dans sa maladie même. Le président de guerre lui envoya une note de pension pour une femme d'officier, elle l'accorda et lui en rappela encore une autre qu'elle gratifie. Aussi ses bienfaits sont innombrables. Il y en a encore beaucoup, dit-on, dans son testament, qu'elle a fait le 14. Novembre de cette année.

D'abord après la mort, le comte Rosenberg vint apporter un écrit à l'empereur, qu'il tenait de la défunte; elle le lui avait donné il y a quelque temps

avec permission de l'ouvrir; en cas que l'empereur serait absent, il contenait tous ses ordres pour l'enterrement: qu'on ne l'exposa point dans une chambre, mais dans la grande chapelle, le visage couvert d'un voile; posée dans le cercueil qui serait ouvert, elle voulait être menée en voiture aux Capucins et que ses enfants ne suivaient pas le convoi. Quant à cet article l'empereur s'est d'abord déclaré que ce serait le seul où il désobéirait. Les attentions de cette bonne princesse ont encore passé sa mort, car toutes ces ordonnances ne pouvaient avoir été faites que pour épargner des peines. Il était écrit sur le testament que l'empereur devait l'ouvrir; il l'a fait lire tout haut dans son antichambre, ajoutant qu'il s'était prévalu en l'ouvrant de la permission de sa mère, il n'a été là que devant les deux grand-maîtres Schwarzenberg et mon père, Rosenberg et Cobenzl, qui a pris la place du prince Kaunitz, qui s'est fait excuser. Je suppose, que les articles transpireront; on sait bien déjà un fait touchant et digne de Marie Thérèse: c'est qu'elle a fait un legs à toute son armée d'un mois de gages; depuis le commun soldat jusqu'au maréchal, ajoutant que c'était un titre de reconnaissance pour tout ce qu'elle avait souffert pour elle. Cela doit faire un effet bien touchant. Il y a des augmentations de pensions pour tout son service intérieur. Cette catastrophe en a déjà produite une autre, sans doute bien moins importante. Madame Luster (?), lorsqu'on annonça la mort, se trouva mal d'abord et le lendemain elle fut touchée d'apoplexie, elle est un peu vieille. Je crains que ce spectacle en occasionnera encore bien d'autres d'ailleurs; tant de personnes vivaient

de la bonté de cette princesse. Il y a toute apparence cependant, que l'empereur fera tout ce qui sera en son pouvoir d'effectuer; il y paraît très disposé, on dit qu'elle lui a encore recommandé d'entretenir Schönbrunn et Laxenburg. Une circonstance que j'ai encore apprise depuis, est que voyant la pluie, elle dit à l'empereur: „Voilà un bien mauvais temps pour le grand voyage" et se mit à rire; elle a dit aussi à la Kallenberg qui était avec elle depuis 35 ans et lui faisait les plus grands remerciments de ses bons services: „Si vous désirez quelque chose, dites-le moi, mais dépêchez vous." L'autre pénétrée lui dit que moyennant ses bienfaits il ne lui fallait rien, qu'elle se trouvait trop heureuse par le témoignage de son contentement.

Je viens de l'exposition, vous pouvez juger de l'effet qu'elle a produit sur moi; l'affluence est telle que malgré les gardes la barrière qui conduit à l'escalier a déjà été rompue. Tout a été tenu comme elle l'a désiré. Posée dans le cercueil, on voit sa belle et gracieuse physionomie couverte d'un voile au travers duquel on ne voit que très confusément, elle paraît toute petite, vêtue de laine noire, une grande couverte dessous la voile. Dimanche aura lieu l'enterrement, où l'on se trouvera à sept heures aux Capucins, où elle sera menée en voiture; mon père la suit dans une autre. Les vigiles lundi et les trois jours après les obsèques, samedi le service de l'ordre de la croix. Vous voyez que cela fait une semaine remplie par la plus profonde douleur; il n'en fut jamais de plus juste, mais le tout paraît encore un rêve; on dit qu'elle a défendu l'oraison funèbre, sûrement par humilité. On vient de me conter

qu'à l'ouverture qui s'est fait hier au soir, on a trouvé toutes les parties si saines et si bien constituées qu'elle aurait pu vivre un siècle; pas une goutte d'eau ni apparence d'hydrophisie, mais — —

(La fin de cette lettre ne s'est pas trouvée.)

3.

a) Lettre de l'Empereur Joseph II. à sa soeur l'Archiduchesse Marie Christine.

Semlin, 6 juin 1788.

Ma chère soeur! J'ai reçu votre chère lettre et vous en rends mille grâces. Ne croyez pas que je sois absorbé tellement dans mes occupations militaires que je ne ressente plaisir à recevoir des nouvelles des personnes que j'aime et des pays et objets qui m'intéressent. J'attends le résultat de cette assemblée générale, qui doit être finie, avec impatience, car elle me fera voir clair de quelle façon que les têtes sont encore montées.

Ici nous sommes dans l'inaction la plus désespérante et la plus fâcheuse; ma volonté efficace de passer la Save, d'assiéger Belgrade au mois d'avril, s'est vu arrêtée par des inondations et mille arrangements qui n'étaient pas prêts, c'est ainsi qu'en écrivant, jurant et courant moi-même partout, je suis enfin parvenu à avoir mes flottes montées pour le 26 de mai seulement et au moment que tout était disposé pour marcher, ne voit-on pas que ces malheureux Russes, qui étaient convenus d'agir en même temps, jusqu'à ce moment ne sont pas sortis de leurs quartiers et que par conséquent toutes

les forces ottomanes se sont tournées seul vers moi et que le grand-vizir avec toute sa séquelle est déjà près de Widdin, n'ayant pas détaché un homme sur la rive gauche du Danube. Malgré cela j'avoue que j'ai voulu risquer le paquet, passer et bloquer seulement Belgrade et lui offrir la bataille. Mais tout le monde et l'opinion de toute l'armée, dont je me serais attendu autre chose, ayant été contre et chacun croyant que ce serait jouer trop grand jeu et qu'ils seraient conduits à une perte sûre, avec cela à force d'attendre un convoi et un renfort considérable étant entré et à notre vue à Belgrade, il a fallu céder et se résoudre à attendre ici, Dieu sait combien de temps, les événements qui se présenteront, ou ce qu'à la fin la marche des Russes, qui pourtant devra avoir lieu, effectuera. C'est bien triste! J'ai détaché au Banat 8 bataillons et deux régiments de cavalerie pour renforcer Wartensleben à tout événement. Adieu ma chère soeur, battez vos gueux de Vandernot, Goffing etc. et cela vaudra beaucoup pour ce pays. Je vous embrasse de même que le prince de tout mon coeur.

Croyez-moi pour la vie votre etc.

---

b) Lettre de Joseph II. à la même.

Semlin, le 13 juin 1788.

Ma chère soeur! Je viens de recevoir votre chère lettre du 27 mai, où vous m'annoncez le pompeux accord de la continuation des impôts par les deux premiers membres du Brabant. Il faut être bien bas, et les ressorts doivent être bien détraqués pour qu'on ait à s'étonner, à se réjouir d'une chose aussi simple, aussi

juste, aussi nécessaire, et même à recompenser ceux qui ont bien voulu sentir, qu'il n'y avait que le concours de toute la société aux charges publiques, à la défense du pays, à l'administration de la justice et du gouvernement en général, qui liait entre eux le souverain avec les individus de l'état et eux entre eux-mêmes en société. Mais enfin on n'est pas pour cela dupe quand on a la complaisance de le paraître, et je vous sais un gré infini ma chère soeur, et au prince d'avoir contribué avec autant d'intelligence que de zèle à faire entendre à ces aussi mauvaises que pauvres têtes raison sur les choses du monde les plus simples et où leur conscience, si ce n'est pas seulement un mot, ni leur propriété de laquelle il n'y a jamais été question, ne courait aucun risque, mais bien celui de jouer moins les importants en partant et frondant dans les sociétés ou à s'amuser à faire peur et tapage. Voilà tout, croyez moi; les habitants de Bruxelles et de Pays-Bas sont des imitateurs en tout de leurs voisins; le fond est hollandais et le vernis français. La bonne correction qu'ont eu les patriotes d'Hollande, celle que subissent les parlements en France, a fait effet et je crois qu'on s'est convaincu que celui qui a la force en main finit toujours par avoir raison. Si l'on continue à agir avec fermeté, vous verrez que peu-à-peu toutes ces histoires de méfiance, de craintes et de mauvaise humeur finiront puisqu'ils verront qu'ils n'effrayent plus. Je suis bien fâché des mauvaises nouvelles de la santé du dauphin; c'est d'autant plus fâcheux que si c'était une maladie, on en guérit, mais c'est un défaut de figure et de constitution qui est sans remède. Ma santé est bonne ici, quoique je sois bien ennuyé du rôle passif que les

Russes, qui n'ont encore rien fait, nous obligent de garder. L'armée ottomane est en pleine marche pour Widdin, où elle construit des ponts, et pour Belgrade. J'ai renforcé le corps de Wartensleben au Banat et je me tiens en panne pour guetter le moment qui se présentera de pouvoir leur donner quelque bonne tape, et ensuite seulement j'assiégerai Belgrade. Adieu, je vous embrasse de tout mon coeur de même que le prince.

Croyez moi pour la vie votre etc.

---

c) Lettre de l'Empereur Joseph au prince Albert.

Le 12 mars 1789.

Mon cher beau-frère! Le courrier vient de me remettre votre lettre et votre souvenir pour l'approche de ma fête. Tout ce que votre amitié se plaît à m'y dire d'obligeant m'a fait plaisir et me flatte, car la vôtre est d'un excellent aloi; elle ne s'accorde qu'à l'estime, et de la mériter de votre part, j'y attache un vrai prix. Il n'y a rien encore de décidé de ce que feront, ou ne feront pas cette campagne les Russes. Cela me tient aussi en suspens, puisque ce n'est que par leurs mouvements en avant, auxquels rien ne s'oppose militairement, que doit dépendre la destination et les mouvements du prince de Cobourg et du corps de Transylvanie, de même que les opérations du grand-vizir contre nous. S'ils restent au Dniester et au Pruth jusqu'en automne, afin que j'aie seul derechef toute la masse ottomane sur les bras, comme cela en a l'air, et qu'ensuite seulement quand la campagne finira, vu la saison

ou quelque avantage que j'eusse pu remporter, ils comptent marcher en avant, pour occuper sans risque ni peine quelque province, il faudra convenir que ce sont eux, et pas moi, qui jouent le rôle d'allié, et cela encore d'un très-peu utile. Quant à ma personne, je suis fermement décidé à me rendre là, où je croirai qu'il y aura à faire, pourvu que ma santé me le permette, mais de celle-ci je suis aussi peu sûr que des Russes. Me voilà incommodé depuis 8 mois et toujours en remède, et je ne gagne pas. La poitrine est affaiblie par la toux et une expectoration assez forte; au moindre mouvement la respiration devient difficile et j'ai des battements de coeur. Les 3 mois que je suis à Vienne, je me suis ménagé en tout point, je ne suis presque point sorti, seulement pour avancer ma guérison, mais en vain. Sollicité par Störck, j'ai fait venir encore trois autres médicins; ils m'ont examiné et ont consulté ensemble, et la conclusion était, que je continuasse les mêmes remèdes, qu'il fallait du temps et une grande tranquillité de corps et d'esprit. Vous jugerez facilement, mon cher beau-frère, qu'ils ne connaissent ni le métier que je fais, ni la façon avec laquelle il doit être fait, s'ils croient que c'est avec indifférence qu'on peut traiter ou envisager les événements importants du moment, et selon les facultés qu'il me laissera je ne cesserai de faire physiquement et moralement tout ce que je pourrai pour le service et le bien-être de ma patrie, sans regarder en avant des conséquences qui pourraient en rejaillir sur la durée ou le désagrément de mon existence.

Adieu, mon cher beau-frère, je vous embrasse de tout mon coeur; soyez, je vous prie, mon interprète

auprès de ma soeur et remerciez-la pour la chère lettre qu'elle m'a écrite.

Croyez-moi pour la vie votre etc.

---

d) Lettre de l'Empereur Joseph II. à l'Archiduchesse Christine.

Le 12 octobre 1789.

Ma chère soeur! Votre amitié et votre intérêt m'engagent à vous donner part tout de suite qu'aujourd'hui j'ai reçu la nouvelle de la prise de Belgrade par capitulation. La garnison sera renvoyée par eau à Orsova, avec femmes et enfants et 300 pièces de canon avec toutes les munitions, bâteaux armés, caisses de guerre etc. sont à nous. Le général Kleebeck a apporté cette bonne nouvelle et est entré avec 24 postillons. Que n'ai je pu y être et qu'il est cruel d'être malade! Ma santé est de même, toussant toujours beaucoup. Adieu, je vous embrasse. Croyez-moi pour la vie votre etc.

Faites bien mes compliments au prince.

---

e) Le même à la même.

Le 28 Decembre 1789.

Ma chère soeur! J'ai reçu votre chère lettre par le baron d'Herbert. Que puis-je vous dire des malheureuses circonstances dans lesquelles se trouvent les Pays-Bas! Elles m'anéantissent et avec l'état souffrant, dans lequel je me trouve, faute de respiration, où je ne peux ni bouger ni être couché, mais dois être assis

toute la nuit, je vous laisse juger de mes peines. Je crois pour le présent le mal sans remède et il faudra attendre des événements et des occasions pour d'une façon ou de l'autre reconquérir ce pays, toutes les voies de conciliation étant rompues, toutes les facilités que j'y apportais inutiles, l'indépendance absolue déclarée et soutenue par les trois puissances alliées. Avec cela l'intérêt des mauvais sujets qui ont le dessus, intimement intéressés à empêcher les membres plus sensés des états à se rassembler et à prendre là-dessus, rendent impossible toute espèce de pourparler, pour parvenir à un accommodement. Tout ce qui s'est écrit et tout ce qui s'est passé pour amener les choses à ce point sera à jamais incroyable, et si je ne pensais qu'à moi, je publierais cette correspondance avec mes réponses, desquelles on n'a rien exécuté et où on verrait par quelles assurances j'ai été conduit, à lâcher l'édit de la cassation des états et du conseil de Brabant, dont de Bruxelles on a envoyé la minute ici, comme on la voulait. Malade à Laxenbourg, la promesse que cela terminerait tous les embarras, m'y détermina; mais j'ordonnai expressement en même temps de restituer dès le lendemain les états et le conseil, avec les changements qu'on y aurait trouvé nécessaires à faire et de rendre la joyeuse entrée. Rien ne s'est fait, quoique je l'ai ordonné itérativement. De tous les autres excès on n'a ni demandé mon consentement que certainement on n'aurait pas eu; mais on ne m'en a pas même fait rapport; voilà à quoi en sont les choses. Je suis bien fâché des contrecoups qui vous en reviennent et je partage votre situation de même que celle du prince. Bien sincèrement recevez

tous deux mes compliments pour la nouvelle année; elle ne pourra être plus mauvaise, que la fin de celle-ci. Je vous embrasse et vous prie de me croire pour la vie votre etc.

Dans ce moment je reçois par la poste votre chère lettre et celle du prince à l'occasion de la nouvelle année. Faites lui agréer mes excuses que je ne lui écris point, mais mes forces m'ont à peine permis de tracer ces lignes.

---

f) **Le même à la même.**

Vienne, le 13 février 1790.

Ma chère soeur! La longue maladie qui me persécute a enfin empiré au point, que j'ai été dans le cas de me faire administrer publiquement aujourd'hui, et j'ai voulu vous en donner part moi-même. Quelle que soit la chose que la Providence disposera de moi, et à laquelle je suis parfaitement résigné, comptez sur ma tendre amitié et que je ne cesserai jamais d'être en vous embrassant de tout mon coeur

Votre tendre frère
Joseph m. p.

Faites agréer mes compliments
à votre cher époux.

---

g) Le même à la même.

Vienne, le 19 février 1790.

Me trouvant dans l'impossibilité absolue d'écrire moi même et à peine pouvant encore signer mon nom, je me trouve cependant dans la triste nécessité de vous donner part, ma chère soeur et à votre cher époux, du malheureux coup qui vient encore de me frapper par la mort de madame l'archiduchesse Elisabeth, épouse de l'archiduc François, qui après une couche un peu laborieuse mais heureuse, 7 à 8 heures après, se trouva frappée d'un coup d'apoplexie nerveuse, dont elle est morte sur le champ.

Vous voudrez bien prendre toute la part que cet événement mérite de la famille. Adieu, je vous embrasse en prenant congé, puisque je sens combien que ma dissolution s'avance. *Joseph* m. p.

4.

Lettres du Grand-Duc depuis Empereur Léopold II. à l'Archiduchesse Christine.

a) Le 15 juin 1787.

Très-chère soeur! Votre lettre du premier de ce mois m'a bien fait de la peine, je connais votre vivacité et sensibilité et puis aisément me figurer tout ce que vous avez souffert pour vous et votre mari dans la journée de tumulte que vous avez eu de toutes façons. Je crois que l'affaire est à un point qu'on risque tout et ne remédie à rien que par la douceur et en cédant présentement; car la fermeté, lorsqu'on ne peut pas la soutenir de fait, ne sert à rien et les moyens

n'y sont pas. Il est malheureux que justement dans un moment aussi nécessaire, important et intéressant, Sa Majesté soit absente et si éloignée. Il en aura bien du chagrin et du désagrément dans ce moment, et vu les circonstances, il paraît que le changement du ministre et de remettre tout sur l'ancien pied, sont les seules choses, qu'on puisse faire et que vous ayez pris le parti le plus sûr et le plus prudent de toutes les façons. Mais il est vrai aussi, qu'ayant une fois accordé une chose pareille au peuple et l'ayant accoutumé à obtenir par du bruit et des voies de fait ce qu'il veut, il faut renoncer pour toujours à tout projet d'innovation quelconque et de changement mieux pour le mieux qui ne pourra jamais plus réussir ; car le peuple ni le souffrira plus et pour chaque caprice qui lui viendra exigera le changement du ministre, menacera etc. Il faut du temps pour changer tout cela, pour à-présent, je crois qu'il n'y a d'autre chemin à prendre que la voie de la douceur et de regagner leur confiance, ce qui sera bien long et difficile, je désire qu'on prenne les meilleurs moyens pour finir le plutôt que possible cette effervescence, qui peut tirer à conséquence toujours plus avec le temps et au moins donner de mauvais exemple. En attendant je sens bien votre embarras et vous plains de tout mon coeur et vous prie de continuer à me faire savoir les détails ultérieurs de cette importante affaire. Ménagez votre sensibilité, soignez votre santé et soyez bien sûre en toute occasion et circonstances du tendre attachement avec lequel je vous embrasse. Adieu.

b) 20 juin 1787.

J'ai reçu deux autres de vos lettres: l'une par la poste et l'autre dans le paquet de ma femme, qui était bien intéressante et que selon ce que vous m'avez écrit je garderai pour tous les cas possibles, quoique je sois persuadé qu'il ne sera jamais besoin. Je me flatte qu'à l'heure qu'il est, Sa Majesté sera de retour de son voyage, ou bien près de revenir, et que vous avez déjà pu recevoir de lui la réponse sur vos affaires dans lesquelles je vous plains bien de tout mon coeur, et pour les affaires, leur suite et votre sensibilité. Comme Sa Maj. ne me marque jamais rien sur les affaires d'aucune espèce, je n'aurais jamais osé lui donner avis ou lui parler de moi-même d'affaires aussi délicates que sont les vôtres. Je suis d'ailleurs persuadé que dès qu'il aura été bien informé de leur vrai état, il donnera tout de suite les ordres nécessaires pour tout apaiser et pour approuver tout ce que vous avez fait. Car dans les circonstances présentes, il me paraît, que quand même on voudrait, il n'y a pas d'autre parti à prendre que celui qui convient uniquement et peut seul avoir lieu.

---

c) Le 7 mars 1789.

Je suis charmé que les affaires chez vous se sont passées sans bruit; si on avait pu tout arranger à l'amiable et de concert, cela aurait été peut-être mieux et à présent je crois qu'on n'aura plus besoin du militaire, tout étant arrangé; car cet état de guerre ne peut pas être avantageux ni agréable. Les affaires en France prennent une

tournure bien singulière et je suis curieux de voir comment le roi, Mr. Necker et tous ceux, qui depuis si longtemps l'ont si mal conseillé, pourront se tirer de la présente situation. Je désire la paix et tranquillité partout.

---

d) Le 17 février 1790.

Je viens de recevoir l'ordre d'aller tout de suite à Vienne où Sa Maj. veut me voir; on dit Sa Maj. fort mal et vous pouvez vous figurer qu'il m'a fallu quelques jours pour disposer ici tout de façon, pour que ma famille et mes affaires soient arragées pour tous les cas possibles. Car je ne crois plus de revenir dans ce pays-ci; figurez vous l'agréable situation pour moi d'aller à Vienne, y mettre la main aux affaires embrouillées comme elles le sont, avec l'espèce de gens qui y est, la maladie et l'humeur de Sa Maj., mais je me sacrifie et obéis. Je pars après-demain et me soumets à la volonté divine et à sa providence. Répondez moi à Vienne mais ostensiblement et ne m'y envoyez pas mon courrier, hors le cas que Sa Maj. vienne à manquer. Pour ce cas je profite de cette occasion, pour vous prévenir que si jamais Sa Maj. venait à manquer, vous fassiez d'abord publier et envoyer aux états des Pays-Bas le mémoire ci-joint qui contient mes intentions à leur égard, en les assurant de toute ma bonne foi et sincérité à leur tenir parole, et tâchant de les disposer à se rapprocher de moi, ce que raisonnablement ils ne pourront pas me refuser sur ce mémoire. En même temps suspendez le nouveau conseil ou Junte créé par le comte de Cobentzl

et supprimez-le, renvoyez Cobentzl à Vienne et traitez vous directement avec les états, en faisant mettre aux arrêts le général d'Alton à Luxembourg, s'il ne l'est pas déjà. Je me flatte qu'avec toutes ces démonstrations, surtout si vous agissez directement de bonne façon et bonne foi avec les états, on pourra ramener ce pays, ce qui est de la plus grande importance pour le bien-être et l'existence de la monarchie et pour cela on peut fort bien même leur accorder la garantie de quelconque puissance pour leur constitution, aucune garantie ne pouvant être dangereuse, lorsque de bonne fois on a intention de la leur tenir comme il convient. Mais ce que je vous prie c'est que si Sa Maj. venait à manquer, vous servant de cette lettre de ma part, comme si c'était un ordre venu exprès alors, mais que tant que Sa Maj. vit, vous ne fassiez voir cette lettre ni le mémoire y joint à ame qui vive, pour ne pas me compromettre, quelque bon effet même qu'ils pourraient faire dans le public. Faites bien mes compliments à votre mari, sur les affaires de l'Empire, j'ai écrit à mon frère, priez tous Dieu pour moi, j'en ai bien besoin, et soyez, je vous prie, bien persuadée que je me flatte que par vous et avec ces moyens, ou tous ceux que vous croirez les meilleurs, la monarchie avec votre secours pourra conserver les Pays-Bas, qui lui sont si nécessaires. — — — — Quant aux affaires de Hongrie Sa Maj. sur mes pressantes lettres et instances a enfin tout remis comme cela était à la mort de feu l'Impératrice, aboli la conscription, mésuration des terres, langue allemande, commissaires et rendu aux Hongrois leur couronne. J'en suis bien enchanté, et il ne manque qu'un couronnement

formel, une diète dans toutes les formes qui ne leur manquera pas; on dit que la nation est fort contente. J'en loue Dieu, je me flatte toujours que la paix avec les Turcs se fera, que la guerre avec le roi de Prusse n'aura pas lieu et je ne saurais me persuader que la santé de l'empereur est si mauvaise qu'on le débite.

---

e) Padoue, le 6 juillet 1791.

Très-chère soeur! J'avais écrit les deux lettres ci-jointes pour vous, lorsque j'ai reçu les vôtres par le courrier Strauss et par Vienne; je vous envois celle-ci pour votre beau-frère l'électeur qui m'a aussi envoyé un courrier. Nous avions déjà ici l'arrêt du roi de France et de sa famille, mais des lettres postérieures arrivées de Turin, Savoie et Genêve assuraient que le roi avait été délivré et était en liberté à Metz; ceci m'engagea à rester à Padoue où j'étais trois jours, pour en attendre la confirmation et donner d'abord le plus promptement les ordres en conséquence. Voici deux jours et cette nouvelle ne se confirme d'aucune part. La soi-disante libération du roi ne se sait que par des ouï-dires, et l'arrêt du roi et de la reine se sait légalement: je crains donc avec fondement que cette dernière ne soit vraie. Figurez-vous mes peines, chagrins et agitations! J'ai d'abord expédié et écrit en Espagne, Angleterre, Prusse et Russie, au roi de Sardaigne et Naples la lettre dont je vous joint ici la copie, ainsi que de la déclaration à faire en France pour votre règle et notice, vous priant de ne pas en faire encore d'usage

public, et pour voir si au moins de cette façon et avec des démonstrations sérieuses, je puis arriver à sauver au moins le roi et la reine. Je pars pour Trieste et Vienne et y attendrai vos nouvelles ultérieures. Dans une lettre ci-jointe signée, vous trouverez les ordres que j'avais donné pour le cas, que le roi fût libre, je vous les envoie pour le cas, que le roi ou à présent ou par la suite se trouve libre. Vous vous régleriez d'abord en conséquence, telles sont mes intentions. Je compte engager l'empire à agir avec rigueur et en ai écrit à nos électeurs; mais je crois qu'il est essentiel d'empêcher les Français et le comte d'Artois à faire des coups de tête. Je lui écris en conséquence pour l'en détourner, mais je ne sais pas si j'y réussirai. On voit que le roi a été mal conseillé et puis trahi. Dieu sait à quels excès ils oseront se porter! Je me flatte de les prévenir, mais si je n'y réussis point, je les vengerai exemplairement. Quant aux affaires chez vous, je suis persuadé qu'avec douceur et bonne façon, unie avec la fermeté, beaucoup s'arrangera peu-à-peu et que surtout dans les commencements il faudra encore souffrir et dissimuler bien des choses. En attendant tâchez de faire tenir les troupes de bonne humeur et surtout à les faire animer contre les Français. Je vous embrasse tendrement et suis etc.

P. S. Puissiez-vous bientôt me donner de meilleures nouvelles de France. Si jamais la reine de France fût en liberté, faites lui tenir cette lettre de ma part; sans cela brûlez-la.

f) Le 30 juillet 1791.

Très-chère soeur! Je vous écris par le courrier Lerden et vous aurez, je crois, été fort étonnée de ne pas avoir eu de mes lettres par le courrier Strauss, mais le département l'a fait partir sans m'en rien dire et je ne l'ai su qu'après son départ. Je supplée par celui-ci. J'ai reçu exactement toutes vos lettres par les postes et par les courriers et vous suis infiniment obligé de tout ce que vous m'y avez marqué de détails tant sur les affaires de France que sur celles des Pays-Bas; pour celles-ci, j'ai vu avec satisfaction, que les inaugurations se sont faites heureusement et convenablement, et que tout, quant au gros et à l'essentiel, prend un bon pli et s'achemine au bien et à la tranquillité. Les états de Brabant et d'Hainaut auront besoin encore quelque temps qu'on y aie l'oeil, ainsi que les ci-devant membres, non moins que les chefs du parti démocratique français, dont il faudra tâcher d'étouffer tout principe dans les commencements, protégeant plutôt le clergé en toutes les occasions contre eux. Le grand nombre des Français, surtout sans aveu qui sont chez vous, méritent aussi la plus grande attention, ainsi que les émissaires qu'on pourrait découvrir de la propagande chez vous, qu'il faut tâcher de découvrir et punir exemplairement. Il est également essentiel et je vous le recommande particulièrement qu'on invigile avec attention sur l'ordre et la discipline dans les troupes, que sur ce point rien ne se relâche, qu'on les exerce et qu'on les occupe et que les officiers y veillent avec le plus grand soin. J'ai vu et expédié vos propositions sur le gouvernement et les employés à rétablir; j'ai suivi vos propositions, comme vous devez connaître

les personnes sur les lieux, mais il m'a paru qu'il y avait une augmentation bien forte de personnes et de gages, beaucoup de jeunes gens et surtout des Simpers dont le cadet n'est pas aimé, et des parents de Crumpipen d'avancés, et je crains que plusieurs de ces noms et personnes étant odieux au public, cela ne donne lieu à des désagréments et à des animosités personnelles que je vous prie de tâcher d'empêcher et réprimer en toutes occasions.

Pour les affaires de France vous aurez vu par les dépêches et instructions, que le prince Kaunitz a envoyé au comte de Mercy et qu'il a eu ordre de vous communiquer, toutes mes intentions. On ne peut y rien faire que par le concours et langage uniforme de toutes les cours et par un concert ou congrès à tenir, où on convienne de ce que l'on veut proposer et exiger, des déclarations qu'on veut faire, et de la façon dont on veut les soutenir par la force. J'attends les réponses d'Espagne et de Londres sur mes propositions préliminaires, et en attendant je traite avec les autres puissances; je pousse l'Empire par les voies légales, je fais ma paix avec les Turcs qui, à l'heure qu'il est, doit être signée et je forme une convention avec le roi de Prusse, la Russie et l'Angleterre, qui empêchera pour toujours les guerres possibles et fera évanouir le *Fürstenbund*, j'y mettrai la dernière main le 29 août, que je serai à Pillnitz avec le roi de Prusse. En attendant ne croyez rien, ne vous laissez induire à rien et ne faites rien de ce que les Français et les princes vous demanderont, hors des politesses et dîners, mais ni troupes, ni argent, ni cautionnement pour eux. Je plains

bien leur situation, et celle de tous les Français qui ont dû s'expatrier, mais ils ne pensent qu'à leurs idées romanesques et à leurs vengeances et intérêts personnels, croient que tout le monde doit se sacrifier pour eux et sont bien mal entourés, témoin les papiers de Mr. de Bouillé et Calonne. Le colonel Fersen qui devait arriver ici n'y est point venu, on dit le roi de Suède retourné chez lui, et je crois qu'encore tout cela n'est derechef qu'une rodomontade de sa part.

J'approuve entièrement ce que vous avez répondu aux princes français dans la session que vous avez eue avec eux et je suis très aise qu'étant partis de chez vous, vous en soyez délivré.

Je vous ai écrit par la poste tout ce qui regarde mon fils Charles, son voyage et les gens à placer près de lui, ainsi il ne me reste qu'à vous assurer de la bonne santé de ma famille et de la mienne, malgré le travail excessif auquel je suis obligé, et de vous prier d'être persuadée du tendre attachement avec lequel je vous embrasse et suis etc.

P. S. Mes compliments à votre mari; lorsque j'écris à vous, c'est toujours pour tous les deux.

---

g) Le 25 octobre 1791.

Très-chère soeur! C'est par le courrier que je vous écris aujourd'hui pour vous remercier de vos chères lettres que j'ai reçues par Schaaffgotsche et par la poste. Je suis bien charmé que vous continuez à être contente de Charles, qu'il fasse son devoir et qu'il conti-

nue à s'appliquer et prendre connaissance du pays et des affaires, ce qui ne peut que lui être utile, avantageux et agréable de toutes les façons.

Pour les affaires de France, j'ai reçu l'ambassadeur et ai répondu à la lettre de participation du roi en termes généraux, que je désirais que la démarche qu'il venait de faire fut telle, qu'elle puisse contribuer à son bien-être et à celui du royaume, et que les suites puissent être telles à détruire toutes les sinistres impressions que les démarches passées n'avaient pas pu manquer de donner aux cours. Je crois qu'à-peu-près tout le monde répondra de même; il ne peut donc plus être question de secours de troupes, ni d'argent aux princes et réfugiés français et que même la cour de Russie, qui a tant fait de bruit pour eux, finira par ne rien faire d'efficace. Je crains toujours que les princes avec leur soi-disant armée veuillent tenter quelque chose. En ce cas ils feraient fort mal, feraient beaucoup de malheureux et allumeraient la guerre civile pour rien. Ils feraient beaucoup mieux de profiter pour eux et tous leurs officiers de l'amnistie, qui leur a été accordée, pour rentrer dans le pays, et y disposer peu-à-peu les esprits par les fautes de l'assemblée, les inconvénients du système présent, à augmenter l'autorité du roi, se dégoûter du présent système, et à faire réussir la vraie contre-révolution qui ne peut se former que dans l'intérieur du pays, et pas par des mesures violentes du dehors.

En attendant pourtant le mal de tout cela est que les troubles chez vous continueront toujours, fomentés par les Français. Tant que ceux-ci ne seront pas tranquilles, je sais que van der Mersch et le comité de

Lille travaillent d'accord avec van der Noot et van Eupen qui sont à Bréda, à réunir leurs deux partis et faire naître un soulèvement général aux Pays-Bas, d'accord avec les Liègeois. On dit qu'ils ont 4 millions d'argent à Lille et 60 mille fusils prêts à cet effet; il est donc, je crois, de la plus grande importance de les faire surveiller autant que possible, de se procurer les notices les plus exactes sur ces rélations, de tenir nos troupes en ordre et bien disposées et d'éviter tout ce qui pourrait donner occasion à quelque bruit ou explosion quelconque.

Avec les états de Brabant, qui ne cherchent que des prétextes, il faut se tenir à la loi et la constitution et règle, mais montrer de la fermeté et tant que le conseil de Brabant et les fiscaux voudront faire leur devoir, cette voie est la meilleure et la plus légale. Il n'est plus temps de traiter ou céder avec eux et je crois avoir fait assez connaître par ma conduite et les faits toute ma modération, qui ainsi que toutes les choses a sa mesure et son terme et doit enfin céder à la rigueur et au devoir de maintenir l'ordre.

L.

---

h) Le 24 février 1792.

Très-chère soeur! J'ai reçu votre lettre du 12. en réponse à celle que je vous avait écrite par Kollonitsch. J'ai répondu avant-hier à votre cher mari à la sienne sur les affaires surtout militaires, aujourd'hui je puis vous dire, que j'ai fait derechef déclarer formellent à Mr. Baillet qu'il n'y avait rien à faire pour lui ici, et

qu'il n'y serait ni écouté, ni reçu, ni lui, ni personne, avant que toutes les choses ne fussent en ordre. Les affaires françaises continuent ainsi que mes dispositions; je vous avertis de vous garder bien d'eux tous, mais surtout du comte Fersen, dont la fausseté et l'animosité contre vous et moi, et même la reine, m'est connue. Je vous embrasse tendrement et suis L.

5.

Lettres de l'Archiduchesse Marie Christine

a) à la Princesse Eléonore Liechtenstein.

Le 24 août 1785.

Vous aurez été bien étonnée de la terrible histoire du cardinal Rohan. Il a enfin mis le comble à ses mauvaises qualités et actions; mais je prévois qu'il n'en sera pas puni; l'intrigue et la cabale le sauveront. Le fait est celui-ci, qu'il a pris de concert avec une Mad. la Mothe, grande intriguante, chez le joaillier Boehmer un collier de diamants de 1,500,000 livres. Cet homme, qui connaissait le cardinal, ne voulut point lui donner ni à cette dame le collier; mais celui-ci prétexta en être commissionné secrètement de la reine, lui enjoignant le secret il lui donna une quittance signée de: Antoinette de France, imitant l'écriture de la reine, lui promettant payement en 4 ou 6 termes. Le premier terme est déchu; le joaillier demande son argent du cardinal qui malgré la vente du collier n'en ayant pas, ne lui paya au nom de la reine que 60 mille livres au lieu de

400.000, que devait faire le premier trimestre ; ce joaillier, qui va très souvent chez la reine, demanda le payement de la reine. Elle était surprise en voyant sa quittance, va tout de suite chez le roi et le lui dit. Ce fut le 15 août que venant en rochet et camail à la cour pour chercher comme grand-aumônier le roi à l'église que celui-ci lui présenta ce faux billet et l'interrogea, à quoi il ne put repondre. Il est arrêté. Je suppose qu'on palliera encore tout cela et qu'il n'en sera point fait justice, mais si toutes ces circonstances se vérifient et qu'on ne pend pas son Eminence, je ne sais qui dorénavant le pourra être en France. Pour la reine, je la plains d'être toujours en butte à tous ces traits d'impertinence et de mauvaise volonté de cette nation et surtout de cette famille Soubise et Rohan. Adieu etc.

---

b) Le 3 mars 1789.

J'apprends dans ce moment avec tout l'attendrissement possible, ma chère et malheureuse amie, que malgré tous vos soins et peines, vous venez de subir la douloureuse perte de votre mari. Mon inviolable amitié que je vous dois à si juste titre, ne vous laissera pas douter, combien je la partage, et combien je la sens avec vous, outre les regrets sincères, que je donne au prince qui a toujours et en toutes occasions été un sincère et affectionné ami de mon cher mari, qui est, on ne peut plus, touché de sa perte. La Providence a donc voulu de vous, chère amie, ce cruel sacrifice après tants que vous lui aviez déjà faits, après tout ce

que vous avez supporté depuis 8 et 10 mois. J'étais toujours en pensée auprès de vous et je me perds dans mes anxiétés sur votre santé, songeant à toutes les peines, angoisses, douleurs et fatigues que vous avez supportées tout ce temps. Sûrement vous y succomberiez, car ce dernier coup serait insoutenable, si je ne comptais pas sur votre parfaite religion que je connais et qui seule pourra être votre première consolation. Mais permettez que j'en tire encore de ce qui vous est propre, car vous avez bien rempli toute votre vie les devoirs d'une femme parfaite en tout point et avez eu le bonheur même d'adoucir au cher défunt cette cruelle et dernière heure par vos tendres soins et ceux de votre charmante fille dont la conduite et procédé doivent vous être un motif de plus d'attachement dans ce monde, sans compter votre fils Charles et vos autres enfants qui tous ont grand besoin d'une tendre mère, sage, éclairée pour les élever et les conduire. Mais je suis sûre, que vous vous serez dit tout cela vous même. Que je regrette dans ce moment mon éloignement! Si j'avais pue vous être de quelque secours, au moins par le tendre intérêt, que je prends à votre chagrin! Mais je me flatte trop de penser ceci; votre respectable soeur, vos amies rempliront mieux cette tâche que moi, mais sûrement pas avec plus de tendresse et vivacité que je n'en sens même dans l'éloignement. Les excellentes qualités du défunt de coeur et caractère, se perpétueront, j'espère, dans son fils. Pardonnez cette longue lettre, je sens qu'elle est indiscrète, mais ma plume a été conduite par mon coeur; veuillez que je place ici encore mes sincères condoléances à votre fils et fille.

La perte d'un bon père est bien douloureuse, mais la conservation d'une excellente mère, sa consolation, son soulagement doit être tout l'objet de toutes leurs actions et pensées, et je suis très convaincue qu'il le sera et qu'ils y trouveront leur véritable consolation. Je finis en vous présentant les compliments de mon cher mari, qui en partageant vos regrets, partage mes inquiétudes sur votre santé. Je vous embrasse et pour peu que cela vous gêne ne me répondez pas et faites moi savoir par Mad. Clary de vos nouvelles.

---

c) Le 16 mars 1792.

L'amitié et l'intérêt de mes amies, ma chère princesse, serait la seule véritable consolation dans les malheurs que je viens d'éprouver, s'il pouvait y avoir de consolation; mais il est si affreux, ce coup, dans toutes ses parties, si affligeant pour mon coeur, si accablant dans ce moment-ci, qu'en vérité la résignation à la volonté divine coûte plus qu'il paraît que la divine Providence même devrait nous garantir de ce malheur. On ne sait où tourner ses pensées. Cette Imp. respectable et parfaite avec sa faible santé fait trembler. Ces 14 enfants délaissés inspirent une pitié sans égal; les circonstances du temps, ce roi jeune, d'une santé peu robuste, enfin tout déchire le coeur de mon cher mari et de moi qui perdons un ami dans ce frère et maître. Son fils que je possède et qui fait vraiment notre bonheur, me devient encore plus intéressant. C'était moi qui le poignard dans l'âme, mais fortifiée par ma

tendresse pour lui, a eu la force de lui annoncer par gradation son malheur. Jamais il a voulu s'en persuader, ni s'en douter jusqu'à ce qu'on lui a donné la lettre du roi; à cette heure nous tremblons pour cette excellente mère. Vous aurez su que mon bon frère de Bonn est arrivé à la suite du courrier, pour me consoler. C'était un vrai trait d'amitié et un baume salutaire pour mon coeur affligé. Je perds ce bonheur aujourd'hui, devant retourner à ses affaires. Adieu, ma chère amie, il est bien malheureux de survivre à tous les siens. Je vous embrasse; mon cher mari vous fait ses compliments, les autres à vos dames, à votre fille et au maréchal Lascy.

---

d) à l'Empereur Joseph II.

Le 27 avril 1788.

Je ne m'engage pas à vous entretenir ici, cher frère, des nouvelles de ce qui se passe dans ces contrées. Instruit de source de tout ce qui regarde la position, où y sont actuellement les affaires, vous saurez de là, que tandis que tout y est à l'extérieur dans une entière tranquillité, ce serait s'abuser que de croire que dans l'intérieur des esprits il règne encore généralement le calme parfait, qui serait tant à désirer, quand le vertige a gagné au point que cela a été, surtout les objets regardant l'administration, quand surtout les idées de religion, soutenues par un clergé imbu lui-même des principes dont il croit ne pouvoir se désister, où ils se trouvent encore sur les matières de religion

ou qui y ont rapport, il est difficile que le retour aux sentiments contraires fasse le progrès qu'on pourrait se promettre d'ailleurs et qu'on parviendrait aisément à obtenir, ce qu'on souhaiterait, par un concours unanime de sentiment et de confiance, qui prendront la place de ceux d'une crainte et défiance toujours nuisible au bien général et particulier.

Si pour contribuer en tout, que notre position admet, au rétablissement de l'ordre, nous avons tenu une conduite qui a mérité la satisfaction que vous me témoignez, nous n'avons fait en cela que suivre ce que nous dictait notre attachement et notre devoir, dans cette occasion ainsi que dans toutes les précédentes et qui fera aussi dans toutes celles à venir la règle et le but de toutes nos démarches. Puissent celles-ci vous convaincre de la pureté de nos intentions et de notre zèle et nous mériter la continuation de vos bonnes grâces que j'ose vous demander, nous mettant tous deux à vos pieds.

---

e) **au Grand-Duc depuis Empereur Léopold II.**

Coblence, le 25 novembre 1789.

Mon très-cher frère! La date vous prouvera que nous sommes au milieu de nos bons parents et amis à cette heure. Je prends toute cette matinée, et je rassemblerai toutes mes forces pour vous faire le narré de ce qui s'est passé avec nous par rapport à ce départ, qu'à présent on fait passer pour une fuite, et je vous laisserai juger, cher frère, comme on en a agi avec nous,

et ce que nous avions à faire. Je ne pouvais vous faire ce détail avant de partir, tant parceque affairée, malade, je n'en avais ni le temps, ni la force; mais aussi que le 16 novembre, veille du jour de poste, à 7 heures du soir, j'ignorais parfaitement qu'il en serait question. Voilà comme la chose s'était passé:

Le 16. nous avions reçu par un courrier, venu de Vienne, la lettre marquée de S. M. Vous verrez qu'elle y parle du départ, si déjà toutes *les cordes viennent à se rompre.* Nous lui avions répondu ce même jour, que jusqu'à cette heure nous n'en voyions aucune apparence. Qui aurait pu s'attendre, que le 17 au soir, le ministre viendrait nous proposer de nous en aller, disant à cause de moi, qui pourrait avoir quelque épouvante, qu'il renverrait sa femme le lendemain. J'avoue que moi qui n'avait pas la peur, je fus choquée de ce discours et lui fis une sortie en lui disant: qu'il ne me connaissait pas, que je n'étais pas une femme comme les autres, peureuse et découragée; qu'il s'agissait de notre réputation à ne pas nous en aller mal-à-propos; que j'avais écrit la veille sur ce même pied à l'empereur; je lui fis voir la minute de ma lettre et j'avais ajouté, que nous étions résolus de ne partir qu'avec le gouvernement et la troupe. Jugez de mon étonnement, lorsqu'il se mit en colère, et qu'il dit: puisque vous le prenez sur ce ton, voilà une lettre que j'ai à vous remettre; je ne l'aurais peut-être pas fait encore, ne me paraissant pas imminent, mais vous m'y avez poussé. C'est celle de S. M. côtée sans date pour qu'il soit le maître de disposer de nous à sa volonté. Je vous avoue que les divers sentiments, qui étaient en moi, et que vous, cher

frère, sentirez bien, m'ont altérée. Je lui répondis: Eh bien, à l'empereur il faut obéir; mais nous ne partirons que dans les cas, que vous et le commandant des armes nous le donniez par écrit qu'il le faut, pour nous légitimer, que c'était vous autres qui avez trouvé le moment nécessaire de remplir les ordres de S. M. Il se refusa d'abord à cela, disant que la remise de la lettre nous justifiait, et aussi ni l'un ni l'autre ne le firent; il ajouta, que nous devions tenir la chose cachée même à nos propres gens; car si les nouvelles du lendemain ne rendaient ce départ nécessaire tout de suite, cela ferait un trop mauvais effet. Nous ne pûmes donc faire aucun arrangement ce soir, tandis que le ministre lui-même en pleine jointe avait conté devant ces Messieurs, que nous devions partir et partirions incessamment. Dans cette conversation il insista absolument, que nous prenions le chemin par la France, et nommément par Condé, où sa femme et Madame d'Arberg prenaient le lendemain les devants.

Le 17 au matin nous instruisîmes nos gens, qu'il se pourrait que nous serions dans le cas de faire un voyage, que nous voulions que tout fut prêt sur le champ, ne sachant quand cela serait.

A 10 heures vient mon médecin, que le ministre avait fait chercher, pour nous faire dire: que tout était perdu, que nous ne devions pas perdre un moment, que peut-être dans une heure Bruxelles serait investi, qu'au moins pour nos personnes nous devrions partir, insistant toujours sur le chemin de Condé, comme le seul sûr.

Cette hâte, je vous l'avoue, était impossible; nous envoyâmes Miltiz chez Trautmannsdorff, et Seckendorff chez le commandant des armes, pour qu'ils nous donnent par écrit la nécessité de ce départ; ils ne le firent pas, mais devant témoins, dirent: qu'il l'était, et aucun chemin libre qu'à Luxembourg. Le dernier néanmoins ajouta: qu'il nous donnait 36 heures, mais tous les deux insistèrent, que nous ne prenions pas la route en Allemagne autrement que par le pays de Luxembourg. Le premier fit la chose pressée, et ayant toujours la France en tête, à quoi nous nous opposâmes, car sûrement nous y aurions ou subi quelque avanie, ou même été arrêtés. Enfin le soir il nous pressa de nouveau; nous envoyâmes en plein jour nos relais en avant et partîmes le 18 à 4 heures du matin, à la vérité pour ne pas voir l'affliction de nos gens de notre départ. Nous aurions voulu de Namur passer par Liège sur Aix-la-Chapelle; mais on s'y opposa et nous fit prendre la route affreuse et fatiguante de Luxembourg.

Comme jamais nous n'avons vu ni relation, ni lettre, ni papier quelconque dans cette affaire, il fallait croire tout ce que ces Messieurs disaient, et S. M. nous ayant, pour ainsi dire, mis sous l'autorité d'un ministre comme le comte de Trautmannsdorff, il fallait nous rendre à ce qu'il osait impérieusement nous dicter au nom de l'empereur. Jugez de la peine, que nous ressentimes lorsque des courriers depêchés par lui répondaient, que nous avions fuis, que nous ne pourrons peut-être plus passer nulle part, qu'enfin cette honteuse fuite, qui nous aurait comparée aux C o n t i, Condé etc. était publique dans les gazettes, lorsque le premier ci-dessus nommé,

qui est parti aussi, a reçu le même jour du commandant d'armes — à ce qu'il nous a dit hier — l'assurance qu'il pouvait rester à Bruxelles, et que dans 15 jours sûrement tout ce bruit et cette affaire viendrait à cesser, et serait décidée.

Jugez de la peine que cela doit nous faire, le rôle qu'on nous a fait jouer, et si nous ne devrions pas croire la chose faite exprès, surtout puisque les lettres du 21 du ministre portent, que tout paraît se calmer, qu'il reçoit des soumissions de partout. Le jugement le moins méchant à en porter est: que la peur a fait tourner la tête à ces deux Messieurs, et qu'ils craignaient exécuter trop tard les ordres de S. M. à notre égard. Car je ne veux pas les soupçonner de méchanceté à cet égard envers nous. Je ne vous parle ici que de la façon dont ils nous ont fait partir, cette hâte, ce chemin detourné par Luxembourg qu'ils nous ont fait prendre, sous prétexte que nous pourrions être enlevés sur l'autre route, tandis qu'il n'y avait pas une âme sur cette route, sur laquelle passèrent une partie de mes gens le même jour et le lendemain. La mauvaise grâce que cela a dans le monde; le découragement que cela a répondu dans les bons serviteurs de Sa Maj.; l'allarme de tous nos gens, qui ont aussi tous voulu s'en aller, et augmenté par là le bruit; l'impression même de manque de courage de notre part que cela peut donner à l'empereur, auquel ces Messieurs rapporteront la chose à leur façon, comme ils le font dans toutes les autres affaires. Mais que pouvions nous faire puisque, lorsque j'ai dit à Mr. Trautmannsdorff, comment ferai-je un voyage si fatiguant, moi actuellement malade, il me répondit

avec arrogance, que si même nous nous refusions de partir, ou faisions difficulté, il devait nous presser, l'exiger, et il marmotta quelque chose, nous y forcer par ordre de S. M. Voilà ce que nous avons eu à essuyer je ne m'afflige que de cela, car d'être dehors, je loue Dieu; ni le séjour de Bruxelles n'a pu être agréable dans ces circonstances, ni ne l'aurait-il été cet hiver; d'aucune façon, tout ce qui pouvait, étant parti, nous aurions dû figurer pour quelques Français réfugiés et quelques autres étrangers. Aussi étions nous résolus, si tout aurait été calme, de venir passer quelque temps à Bonn, et ici où nous vivons tranquilles et rétirés. Je reste ici jusqu'au 5, et vais alors m'établir à Bonn; mon frère me donne sa maison de Poppelsdorf, qui est très-proche de sa résidence. J'y fais venir une partie de mes gens de Bruxelles, écurie, cuisine etc. et y serai comme chez moi, ce qui est pour moi d'autant plus agréable, que je suis habituée depuis 24 ans à avoir ma maison à moi, et que j'aurais regardé comme un abus de l'amitié de mon frère, de lui être à charge ainsi pendant une espace de temps.

A cette heure, mon cher ami, je vous parlerai de ma santé, qui réellement est minée; j'ai été déjà malade comme vous savez, avant de partir; les suites de dévouement m'avaient laissé une grande faiblesse, une petite toux sèche, et peu de sommeil; la fatigue du voyage, la longueur et fatigue des chemins m'ont entièrement anéanti, jointes au chagrin de notre position, et à toutes les circonstances ci-dessus dites, j'ai cru devoir rester.

f) Le 9 août 1790.

Il m'en coûte infinement, cher frère, de vous écrire aujourd'hui. Ce n'est pas manque de tendresse, mais ce même unique et tendre attachement que j'ai pour vous, me rend le devoir de vous annoncer une chose qui vous affligera autant qu'elle me désole; c'est bien cruel et amer, néanmoins je le dois. Hier, à 9 heures du soir, nous reçûmes une estaffette, que la malheureuse province de Limbourg est retombée dans les mains de ses tyrans. Un corps de Brabançons, environ de 1400 hommes, ayant été rejoint par 1800 hommes Liégois s'est formé près de Liège et vint à Nerve avec 4 ou 5 canons déloger notre vaillante troupe, laquelle malgré son petit nombre soutint encore un combat de près de trois heures, la cavalerie ne pouvant donner, vu que ce pays est trop coupé de ravins et broussailles. Le capitaine d'Aspre était allé à la rencontre de l'ennemi avec cette petite troupe; mais attaqué par trois colonnes, il ne put résister au grand nombre et se retira avec la cavalerie en ordre vers Aix-la-Chapelle, devant abandonner les canons pris sur l'ennemi au camp d'Oloe (?). La perte ne peut pas encore être évaluée; de la cavalerie il n'y a aucune, n'ayant pu donner; de l'infanterie elle sera plus considérable, quoiqu'il faut espérer qu'il y en aura de sauvée dans les bois et par les paysans qui ont témoigné tout le zèle et bonne volonté possibles. Mais que peuvent-ils contre une troupe réglée? Pour nous, nous sommes désolés de devoir encore augmenter la masse de vos chagrins et peines et de montrer à votre excellent coeur le tableau d'un peuple, d'une province si attachée qui en a donné dans ces 6 jours des marques

si publiques et si décidées. Exposée à la vengeance, haine et cruautés de ces insurgents et être la victime de ce zèle et amour pour leur souverain! Hélas, cher frère, envoyez-nous, je vous en conjure, promptement des secours efficaces dans ce pays, car la mort n'est pas comparable à cette agitation et douleur de voir ainsi sacrifier des bons et attachés serviteurs, manque de pouvoir les secourir et de devoir ainsi tout abandonner à des gens qui assouvissent contre vos fidèles sujets des rapines et cruautés inouies.

---

g) Le 30 janvier 1792.

J'ai à répondre, mon très cher frère, à 2 de vos chères lettres, m'ayant reservé de le faire par le capitaine Ficquelmont qui est aux grenadiers à Vienne et qui vous remettra celle-ci. J'ose vous le recommander tout particulièrement comme s'étant distingué dans la guerre turque et pour ce qu'on dit de sa conduite et caractère. Il avait attendu quelques jours Mr. de Mercy, lui ayant voulu donner bien des lettres, mais ce ministre est tombé malade et garde le lit. Ainsi j'ignore s'il pourra écrire; entretemps j'ai reçu une petite lettre de ma soeur de France, qui ne dit pas grande chose, par une de ses dames qui est venue passer 15 jours ici. C'est la même qui lui est si attachée, une jeune femme nommée la princesse de Tarente. Elle n'y dit guère autre chose hors que de rester, ainsi serait ce qu'il y aurait de plus cruel. Cette dame d'ailleurs n'était instruite ni chargée de rien verbalement. Chez nous sur nos fron-

tières les dispositions de guerre s'augmentent, les troupes s'exercent, l'artillerie y est considérable et les divers discours tenus à l'assemblée nationale paraissent la plupart tendre à faire la guerre et à la commencer par ce pays ci. Si dans notre intérieur, si dans nos provinces tout était tranquille, je ne serais aucunement en peine de cette folie de nos voisins; même je la trouverais avantageuse, pour occuper et exercer vos troupes d'ici; mais ce mauvais esprit qui règne, cet attrayant, que présenta dans les commencements au peuple et à la majeure partie de la nation ce système français, lequel n'est pas établi encore assez longtemps, pour que l'homme de la campagne et du peuple sent le mal, qui en résulte, qui pour lui ne se manifestera que dans quelques années. Enfin ce désir de l'égalité et indépendance qui règne généralement dans toutes les classes des hommes dans le siècle présent, ceci me fait trembler d'un autre côté, quoique je sens toute la folie et tout le destructif pour la France d'oser vous attaquer et l'empire, de braver tant de puissances réunies (si encore on peut compter bien sur cette réunion). Cependant dans mon faible raisonnement, il me semble qu'il ne lui reste aucun autre parti à prendre. Laisser subsister l'exemple de leur système destructif et si pernicieux pour toutes les monarchies et souverains, si contagieux pour les peuples qu'il est impossible de laisser les choses ainsi. Leur arrogance avec leurs voisins et leur mouvement continuel de propager leurs principes à tout ce qui les environne et qui est le seul moyen d'être encore quelque chose en balance de l'Europe, en mettant les autres souverains et surtout la monarchie autrichienne,

qui est par les Pays-Bas la plus voisine, dans le même état, où ils se sont réduits et par les réunir quasi à eux et se les attacher! Les plus sensés entre eux sentent et voient que cela ne peut être toléré et que la fin sera qu'à main armée on reprimera ces dogmes pernicieux et remettra le roi sur son trône, ne fut ce que pour l'exemple et pour se défendre de cette épidémie qui gagne si rapidement. Pour éloigner cet instant de leur destruction qu'ils ne sauraient éviter, il n'y a que le moyen d'attaquer et aucune des provinces limitrophes leur fournit tant d'avantage en tout genre, que celle que vous possédez ici. L'esprit de révolte, de mécontentement, qui y règne encore, fomenté par eux, leur prête déjà la main. Le pays est ouvert, feu l'empereur ayant détruit toutes les forteresses. Vous y avez des belles troupes, mais en partie, vous devez les avoir pour contenir la révolte interne et en grande partie, elles sont wallonnes; le danger de l'exemple des troupes françaises séduites par cet esprit de liberté et d'insubordination donne matière à réfléchir sur le fond à faire sur cette troupe brave par elle-même, mais que trop encline et habituée à secouer la gêne de la discipline.

---

h) au Duc Albert.

1778.

Au meilleur des mortels, au mari le plus adoré, la plus tendre des femmes offre ici son image, mais cette froide peinture ne peut lui retracer les vifs sentiments dont ce coeur qui l'aime est rempli pour lui; qu'il y jètte quelquefois un regard de tendresse et se représente

ces yeux baignés de pleurs qui lui peignent la peine que son absence lui cause, les voeux qu'elle forme pour lui et l'instante prière qu'elle lui adresse journellement dans son coeur, pour qu'il se conserve à son amour et lui rapporte ce coeur tendre et fidèle qui est le seul objet de son ambition et pour lequel seul elle existe et veut vivre. Ce sont les sentiments qu'en t'embrassant mille fois, remplissent l'âme de ta fidèle Marie Chr.

---

i) 8 mai 1778.

Tu me demandes, mon adorable et cher coeur, que je te parle de mon amour et tendresse; rien ne peut l'égaler et ce n'est que la crainte d'être importune au plus adoré des maris qui me retient de ne parler que de cela; mais ne désire pas que je te fasse le tableau de mon coeur, de son affliction et douleur, ce coeur trop tendre, trop compatissant et trop amoureux de ta pauvre Mimi, pour ne la point plaindre et t'attendrir. Il ne se passe pas une journée, où je ne verse des larmes et cela toujours à l'occupation la plus chère de mon coeur, qui est de lire et répondre à tes chères et plus que chères lettres, ce qui pourtant est pour moi *eine wahre Herzstärkung* si je reçois des tiens. Elles m'attendrissent en me faisant plaisir. Si je n'en ai (ce que cependant je trouve très-naturel), cette privation me couvre de tristesse; pourtant ces moments sont mes meilleurs où vis-à-vis de moi seule, je puis laisser le libre cours aux sentiments de mon âme et cela me rend en état de pouvoir me soutenir vis-à-vis de notre

chère mère, pour ne la pas accabler par mes peines et avec les autres gens. Mais si on me tracassait sans me laisser beaucoup à moi-même, je ne pourrais l'endurer. Ne crois cependant pas, que j'emploie à pleurer tout le temps que je suis seule. Point du tout, je lis et chez moi et en promenant beaucoup, et cela me distrait autant qu'il contribue à te conserver cette femme que tu es assez bon d'aimer et qui n'a pour soi que cet extrême amour, qui fait son bonheur et dont elle seule est capable.

---

k) 2 juin 1778.

Je souhaite que tous les fruits dont je le charge arrivent heureusement et te goûtent. Que ne puis-je venir moi-même! *Recht melancholisch macht mich der Gedanke, dass ich nicht kann zu Dir kommen und Dich in meine Arme schliessen und an mein Herz drücken, denn ich liebe Dich wie einen liebenswürdigen Ehemann zärtlich und rasend wie meinen passionirt geliebten Amanten und Du weisst, wie ich lieb haben kann.* Il y a des moments, où avec toute ma religion et raison il me paraît que je ne puis le soutenir; tant le désespoir de nous voir séparés prend sur moi. J'ai encore à cette heure un couple de jours pareils, que je suis plus morte que vive, et je crois que cette agitation provient de ma journée d'hier. J'étais à Baden chez les Colloredo; cette gêne, ce grand monde qu'on nomme dissipation, m'est si pénible à cette heure, que loin de me dissiper, cela me donne des moments de désespoir et me met dans ces agitations que je ne suis pas maî-

tresse d'arrêter. Il n'y a qu'une grande solitude et de rester vis-à-vis de moi-même à lire et à m'occuper.

---

l) 26 juin 1778.

J'écris toujours, mon adorable et cher coeur, à bon compte; j'expédie ma lettre tous les jours et j'ignore si tu les reçois en même temps ou séparément. Pour moi je sais, que le temps est affreusement long d'un mercredi à un samedi et cela m'abat et m'anéantit entièrement. Je me lève affligée, je me couche de même, *ich möchte die Tage und Zeit schieben, zitternd doch, jeden Tag wieder anbrechen zu sehen.* Voilà ma vie depuis les 10 semaines que je vis sans toi et si au prix de devoir dans cette privation vivre, bien dans tout le reste, jusqu'à 100 ans, j'aimerais mieux embrasser mon cher mari encore et mourir de joie et plaisir, car l'autre ne s'appelle pas vivre. Je t'assure que quelque fois mon découragement est à un point pas à dire; il n'y a que le prix que tu m'est, et l'espoir de t'être encore utile à quelque chose, qui me rend ma vie intéressante de nouveau.

---

m) **Pour mon adoré époux à lui remettre le lendemain de ma mort.**

Je ne me fais point d'illusion, mon bien aimé et cher époux, sur ma santé; je vois et sens qu'elle ne se remet pas. Combien la providence me donnera encore de temps, je l'ignore; soumettons nous tous deux à ses

volontés sacrées avec résignation et laissez moi profiter du temps, où je me porte encore assez bien, pour vous faire, mon adorable mari, mes adieux.

Où prendrai-je les termes pour vous écrire tout ce que je sens pour vous de sentiments; hélas! je n'ai que trop vu vos tendres regrets, votre douleur, pour rendre le sacrifice de notre séparation (seul et unique que j'ai à faire, car la vie ne m'est rien) pénible; mais, mon excellent ami, quand vous recevez celle-ci, votre religion et la nécessité le demanderont, ce sacrifice. Guidé par la première, votre raison, votre philosophie et le besoin de conserver un être si respectable, comme vous êtes, à nôtre maison, famille etc., vous donneront la force de surmonter votre douleur et c'est votre tendre femme qui vous en conjure; car si j'étais digne d'estime et de regret, c'est de vous seul et par vous que j'ai été comme j'étais. Vous étiez mon modèle, mon aiguillon au bien, mon conducteur, enfin le seul objet pour qui je vivais et auquel je désirais être digne de lui appartenir. Comment vous dépeindrai-je toute ma gratitude pour le bonheur dont vous m'avez fait jouir pendant tant d'années, cette félicité seule couvrait tous nos autres chagrins. Hélas! si j'ai pu un moment vous déplaire ou vous offenser, pardonnez le moi; mon coeur, ni ma volonté sûrement, n'y ont pas eu de part, car pas même en pensée j'ai cessé un moment de m'occuper de vous; et Dieu et mon cher Albert seront mes dernières pensées et auront mes derniers voeux.

Je remets dans vos mains le dépôt précieux que des amis plus que frère et soeur ont remis à nous deux c'est le cher Charles. Je connais vos bontés, vos affec-

tions pour lui, et m'y repose; mais permettez que ma naturelle tendresse vous conjure de plus vous avancer vers lui et prendre de l'autorité pour le conseiller; il vous en sera reconnaissant et avec votre réserve vis-à-vis de lui qui vient de votre délicatesse, la vraie confiance qui serait un si grand bonheur pour Charles, ne s'établira jamais; j'ose aussi ici joindre des petits chiffons, des souvenirs pour diverses personnes, si cela vous convient; sans quoi vous pouvez les jeter. A cette heure, mon bon ami, mon adoré époux, c'est la dernière fois que vous m'entendrez. Si, dans le ciel où j'espère que la miséricorde de Dieu et vos prières me feront entrer, on peut prier pour quelqu'un, toutes les miennes seront pour vous. Puissiez-vous être heureux! Que l'ange consolateur s'occupe de vous dans ces moments! Croyez, que la vraie religion, ses maximes et ses pratiques seules rendent tels: Au nom de Dieu et de notre tendresse, que rien ne vous trouble ou vous confonde là-dessus, afin d'être bientôt réunis au sein de Dieu. Adieu, mille fois adoré époux.

Stanford University Libraries
3 6105 013 887 877

DB
73
.M2.W8
v.2

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305